

Quer durchs Land

Unterwegs von Arno Schmidt zu Walter Kempowski: Die zehn Tagesetappen von Gerhard Henschel und Gerhard Kromschöder auf ihrer Wanderung von Bargfeld bei Celle nach Nartum bei Bremen.

- 1. TAG**
Bargfeld
Endeholz
Kragen
Höfer
Aschenberg
Scharnhorst
Eschede (*Übernachtung
Gasthof Schaper*)
- 2. TAG**
Rebberlah
Altensalzkoth
Eversen
Feuerschützenbostel
Bergen
Offen (*Landhotel
Michaelishof*)
- 3. TAG**
Belsen
Walle
Winsen (Aller)
Südwinen
(*Hotel Stadt Bremen*)
- 4. TAG**
Meißendorf
Ostenholz
Westenholz
Krelingen
(*Gasthaus Columbus*)
- 5. TAG**
Bockhorn
Bad Fallingbostel
Oerbke-Lager
Tietlingen
(*Hotel Sanssouci*)
- 6. TAG**
Walsrode
Borg
Cordingen
Jarlingen
Hilligensehl
Kettenburg
Visselhövede
Schwitschen
Hiddingen (*Hotel Röhrs*)
- 7. TAG**
Rosebruch
Bothel (*Gasthof Meyers*)
- 8. TAG**
Hastedt
Worth
Rotenburg (Wümme)
Waffensen
(*Hotel Taranga*)
- 9. TAG**
Böttersen
Höperhöfen
Mulmshorn
Bockel
Gyhum (*Hotel
Niedersachsenhof*)
- 10. Tag**
Nartum

N
 0 5 10 km
 Wanderroute
 Etappenziele
 Maßstab 1 : 260.000



GERHARD HENSCHEL · TEXT / GERHARD KROMSCHRÖDER · FOTO

LANDVERMESSUNG

DURCH DIE LÜNEBURGER HEIDE
VON ARNO SCHMIDT ZU WALTER KEMPOWSKI

EIN WANDERTAGEBUCH

FOTOAusWAHL UND ZUSAMMENSTELLUNG
IN ZUSAMMENARBEIT MIT JENS KAISER

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet
diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliothek; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

1. Auflage 2016
©EDITION TEMMEN e.K.
Hohenlohestraße 21, 28209 Bremen
Tel. 0421-34843-0, Fax 0421-348094
info@edition-temmen
www.edition-temmen.de
Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung, Bildbearbeitung
und Druckvorbereitung: Jens Kaiser
Lektorat: Peter Bier
Gesamtherstellung: EDITION TEMMEN
Printed in Hong Kong
ISBN 978-3-8378-5034-5



EDITION TEMMEN



BARGFELD, ZUM KRONSBERG 1:
HIER LEBTE ARNO SCHMIDT



Der Ausgangspunkt der Wanderung: das holzverkleidete, schlichte Siedlungshaus von Arno Schmidt in dem Heidedorf Bargfeld bei Celle, in dem der 1914 in Hamburg geborene Dichter seit 1958 lebte (unten). Da ihm die Enge des Hauses zusetzte, schaffte er 1972 einen Wohnwagenanhänger als zusätzlichen Arbeitsraum an, doch schließlich entschied er sich, neben dem Haus ein eigenes Archiv- und Arbeitsgebäude errichten zu lassen (rechts). Der 1979 verstorbene Schriftsteller wurde im weitläufigen Garten des Hauses bestattet, mit einem einfachen Findlingsstein darauf; dort fand auch 1983 seine Frau Alice ihre letzte Ruhestätte. Heute wird das Anwesen von der in einem Nachbarhaus residierenden Arno Schmidt Stiftung betreut.



Das Wohnhaus, für Heidesiedler gebaut



Das von Arno Schmidt entworfene Eingangstor mit dem Archivhaus



Am Hauseingang eine Wasserpumpe

„Falls ich die nächsten
14 Tage noch überlebe,
müßte es eigentlich recht
ersprießlich hier werden.“

Arno Schmidt



Wohnwagen, den Jahren und der Vegetation ausgesetzt



Arbeitsplatz mit „Adler“-Schreibmaschine und Vergrößerungsglas



Die Bibliothek mit Lesesessel



Die grüne Lederjacke an der Flurgarderobe



Alice Schmidts Zimmer mit Sitzkissen und Schaukelstuhl



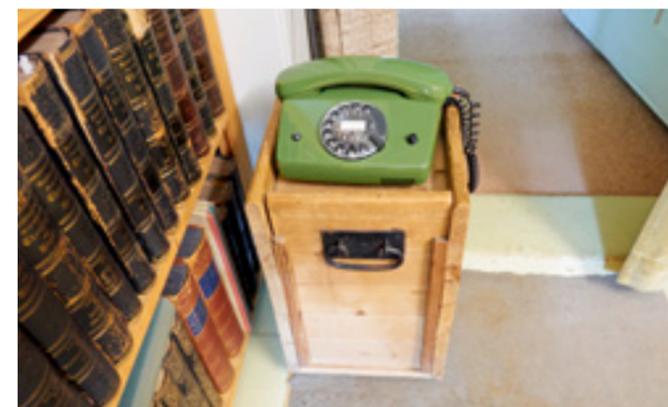
Die Küche in den Farben der Fünfziger



Kalender mit zeitlosem 5. August



Eingemachtes im Keller



Telefon auf umgebauter Munitionskiste



Das Grab des Ehepaars Schmidt im Garten

Vermessungspunkt bei Westenholz: Beispiel für die zahlreichen, fest im Boden verankerten geodätischen Fixstellen aus Metall oder Plastik an der Wanderroute von Henschel und Kromschröder, an denen sich Landvermesser und Kartographen bei ihrer Arbeit orientieren.



Alle Fotos
© Gerhard Kromschröder,
außer: Schutzumschlag hintere
Klappe Thomas Hegenbart
(Gerhard Kromschröder);
Seite 6 Arno Schmidt Stiftung
(Arno Schmidt);
Seite 212 Walter Kempowski
Stiftung (Walter Kempowski).

Alle Fotos sind im Bereich der
Wanderroute von Henschel und
Kromschröder entstanden; ein
Teil wurde unterwegs direkt am
Wegesrand aufgenommen, ein

anderer unabhängig von der
Tour im Umfeld. Die Auswahl
der Fotomotive zwischen den
einzelnen Wandertagen folgt
nicht dem chronologischen
Ablauf, sondern ist allein von
grafischen Kriterien bestimmt.

Das Titelfoto ist am Fuchsberg
bei Endeholz entstanden.

Bei den Abbildungen auf dem
Vor- und Nachsatz handelt es
sich um 25 % vergrößerte Topo-
graphische Karten 1 : 25 000 des

Landesamtes für Geoinforma-
tion und Landesvermessung
Niedersachsen (LGLN), von
Gerhard Kromschröder vor und
während der Wanderung mit
handschriftlichen Notizen ver-
sehen. Vorsatz: Karten
Nr. 3227-Eschede, 3228-Spraken-
sehl, 3327-Lachendorf, 3328-
Groß Oesingen. Nachsatz: Karten
Nr. 2821-Sottrum, 2721-Zeven.

Die Karte auf den Seiten 112/113
basiert auf Daten des Landes-
amtes für Geoinformation und

Landesvermessung Nieder-
sachsen (LGLN).

Die Autoren danken der VGH-
Stiftung für die Förderung ihres
Projekts.

Die Texte dieses Buches folgen
der klassischen deutschen
Rechtschreibung, außer in den
Zitaten, die in der neuen verfasst
sind.

In Zitaten von Arno Schmidt ist
dessen eigenwillige Orthogra-
phie übernommen.

„Eine Tour, die in Bargfeld beginnt, sollte in Nartum enden.“

Walter Kempowski an Gerhard Henschel, 12. Juni 1986

ERSTER TAG: PIMP MY WANDERWEG

Ausgeschlafen und wanderlustig stehen der
Fotojournalist Gerhard Kromschröder und ich
eines Sonnabendmorgens Ende September
2015 in Bargfeld vor der Gartenpforte des Hau-
ses von Alice und Arno Schmidt, dem Ausgangs-
punkt unserer Tour, und sehen einer schwarzen
Katze zu, die sich die Pfoten leckt. Freundlicher-
weise scheint die Sonne, was nicht ausgemacht
war. Auf den Feldern wallt leichter Bodennebel,
und die Landschaft sieht so aufgeräumt aus wie
am sechsten Schöpfungstag.

Bargfeld, Kreis Celle, Zum Kronsberg 1: Hier
zogen Ende 1958 der Schriftsteller Arno
Schmidt und seine Frau Alice ein. Es ist ein
kleines, abseits gelegenes, mit Fichtenbrettern
verschaltes Fachwerkhaus in einem stillen
Heidedörfchen ohne Durchgangsverkehr. Die
Lage kam Schmidts Bedürfnis nach Abge-
schiedenheit sehr entgegen („Und mir war
schon als Kind nichts lieber, als weite Ebenen,
mit Haide bedeckt, Moor eingemischt, darin
Kiefernwaldungen auf Sandboden; kurzum
karge, menschenleere Öde“). Das einzige, was
er vermißte, war eine „Großbibliothek“. Dafür
verzichtete er jedoch gern auf die Gesellschaft
redseliger Besucher, die ihn von der Arbeit
abhielten. Als sich 1970 die Mitglieder des „Ar-
no-Schmidt-Dechiffrier-Syndikats“ gleich um
die Ecke im dörflichen Gasthof Bangemann
versammelten, ließ er sie ebensowenig herein
wie so manchen anderen Verehrer seiner
Kunst, der nach Bargfeld gepilgert war, um

Tuchföhlung mit ihm aufzunehmen. Es sei das
Werk, das funkele, schrieb er; „den schäbigen
Rest, den Autor selbst nämlich, besieht man
sich besser nicht!“

Bei seinem Einzug war Schmidt 44 Jahre alt.
Er stand dem Literaturbetrieb fern, und seine
Bücher erschienen in verschwindend geringen
Auflagen, doch unter Kennern war er berühmt.
In seinen Romanen und auch in kleineren Tex-
ten hatte er sich wiederholt mit den Autoritäten
des Adenauerstaats angelegt und sich mit dem
Vorwurf der Pornographie und der Gottesläste-
rung konfrontiert gesehen, was in der frühen
Nachkriegszeit noch eine gefährliche Sache war.
Schmidts rebellischer Geist trug ihm die Sym-
pathie der ins Offene strebenden Jugend ein –
„und wir sangen hinter dem Segel / und emp-
fanden wie Schmidt“. So faßte es der Dichter
Peter Rühmkorf rückblickend zusammen.

Aus dem betulichen Milieu der Literaten sei-
ner Zeit ragte Schmidt aber vor allem durch seine
Sprache heraus: „Das Gewitter stand über Stel-
lichte mit schweren geschmiedeten Wolken (Luft
wie heißes graues Glas).“ – „Die Krähe beschrieb
einen knarrenden schwarzen Strich in der echo-
losen Luft.“ – „So stand ich lange im hageren
Gewebe des Gartens gefangen. Der Mond wur-
de schärfer, hell, wie ein Redner vor der Ster-
nenzusammenrottung.“ – „Weit vorn stach ein
kleines Auto die aufgeschwollenen Augen in die
Morgennacht, sah sich langsam zitternd um,
und wandte mir dann schwerfällig den rotglü-
henden Affensteiß her : gut, daß es wegfährt!“



Startklar in Bargfeld:
Wanderer Henschel und
Kromschröder



Bargfelder Hütte zu verkaufen



Holz vor der Hütte

„Zu einem anspruchsvollen Leseleben in der Bundesrepublik gehörte eine Phase nachhaltiger Arno-Schmidt-Ansteckung“, schrieb der Literaturkritiker Gustav Seibt 1994 zu Schmidts achtzigstem Geburtstag. Wer von Schmidt zu seinen deutschen Zeitgenossen komme, „der muß sie matt wie Limonade finden“. Und tatsächlich haben viele seiner Werke die Zeiten besser überdauert als die meisten Bestseller jener Jahre, die heute nur noch grau und abgestorben wirken, während Schmidts fulminante, mitunter beißend komische und immer überschäumend moussierende Prosa bis heute leuchtet und lebt – am kräftigsten dort, wo Schmidt den vom Krieg versprengten Einzelnen eine Stimme gegeben hat, so wie in der Erzählung „Die Umsiedler“: „Im kahlen Himmel hallte der Wind sehr; Radio entwalzte lang allen öden Dachluken : da saßen sie mit wütenden Gesichtsscheiben bei 25 Watt; meine lehmigen Füße trieben mich im Wegerinnsal, bis’ Herz abgewetzt war wie der Mantel, Salat, Salat. Kein Lastenausgleich, Hausratshilfe, Aufwertung der Ostsparkonten (Fluch den Ministern!). Die Sterne erschienen wie Diebe in Regenmänteln, in schleichenden Wolkengassen. Aber dafür drei Mann in jeder Stube; aber dafür Wiederaufrüstung he : was müssen das für Ochsen sein, die sich den Fleischer zum König wählen ! Der schwarze Wind gebärdete sich wie ein Rasender, rempelte und schrie; den nächsten Zweig hieb er mir durch die Stirn, pfiß einem Kumpel und spuckte Regen : der kam johlend von hinten, trieb mir den Hut hoch und würgte am Schal. Aber dafür klappt die Umsiedlung immer nicht : in jedem Beruf ist ein Mensch mit 65 ausgerangiert; aber der Staatsmann, Senilissimus, wird scheinbar erst mit 75 so recht reif, eiskalt, total unmenschlich, greisig gräulich griesgram Gräber grimmig.“

Wiederholt treten in Schmidts Romanen und Erzählungen Figuren auf, die sich aus dem Getriebe der Welt hinaussehen und von einem

zurückgezogenen Leben träumen: „Freilich, wenn man Geld hätte ... ich wüßte es schon richtig anzuwenden : ein winziges Häuschen in der Heide (achttausend höchstens; nicht wie diese Bausparkassen, die mit Zwanzigtausend um sich werfen, als wär’s ein bloßer Silbenfall); im Ställchen eine Isetta; Eintausend erlesene Bücher (...) an Uhren werden bloß die lautlosen geduldet, die mit Sand und Sonne, oder höchstens im Korridor eine alte Standuhr, die alle Ewigkeiten, nachdem man vieles und vielfältiges gedacht hat, vor sich hin ‚Mnja‘ sagen. Den Mond untergehn sehen, über Wieseneinsamkeiten, ganz rot würde das silberne Wesen geworden sein, wenn es einsank in Dunstband und Kiefernborste ...“

Danach gelüftet es auch den Lagerbuchhalter Karl Richter, dem bei einem Landaufenthalt der Kragen schon platzt, wenn es an der Tür klingelt: „: *Verdammt!* – : *Forte, was glox Du schon wieder?!*“ (Das nennt man=dann womöglich ‚Ländlichn Frieden‘ ! / Oder gar ‚Einfach=Leebm‘ : dabei war’n Betrieb hier, wie im GIL BLAS!“ Kurz darauf wird er noch deutlicher: „Scheiß ‚Citoyen du Globe‘ : auf’m *Lant* müßte man leebm ! / Schachfiegun aus Eiche drexeln : gans schtille werdn.“ Und: *«Alles von Leopold Schefer zusamm’=trag’n : alte Karl=May=Drucke sammeln : der Vollbewegsamkeit unserer Feuilletons zum Trotz mal sämtliche 40 Bände des Johannes von Müller lesen : hinter’n’ander !. (Daß man nich mehr, vor lauter raasnder Zapplichkeit, die Gewitter anbrüllt: ‚Ruhe !‘)»*

Am radikalsten hat Schmidt diesen gleichbleibenden Grundgedanken in der Erzählung „Schwarze Spiegel“ entwickelt, die nach einem Atomkrieg in einer entvölkerten Welt spielt – ein einsamer Überlebender richtet sich in einer Hütte in der Lüneburger Heide ein und ergeht sich in menschenfeindlichen Betrachtungen, die ihn selbst mit einschließen: „(Und wenn ich erst weg bin, wird der letzte Schandfleck ver-

schwunden sein : das Experiment Mensch, das stinkige, hat aufgehört !)“

In Bargfeld hatte Schmidt nach langem Hakenschlagen sein Refugium gefunden, den zweigeschossigen Elfenbeinturm, in dem er ab Mitte der sechziger Jahre sein labyrinthisches, die Kritik entzweieendes und viele Leser verstörendes Spätwerk schuf, abgekehrt von der Welt und gänzlich der Kunst ergeben. In der Stille, die Schmidt brauchte, um sich auf seine Arbeit konzentrieren zu können, fehlte ihm allerdings – je länger, desto schmerzlicher – der lebendige mündliche Austausch mit anderen Menschen als seiner Frau.

„Speziell Mir eign war die Isoliertheit, von BabyBeinen an“, schrieb er als alter Mann, der sich fast gänzlich eingegelt und dadurch die Fähigkeit eingebüßt hatte, welthaltige Literatur zu verfassen. Die Gesellschaft, in der er lebte, nahm er fast nur noch durch sein Fernsehgerät wahr. Als Eremit war er den Zumutungen des sozialen Lebens entkommen, doch er zahlte dafür, widerspruchsentwöhnt, den hohen Preis der geistigen Stagnation. An diesem Punkt setzte 1994 auch die Kritik von Gustav Seibt ein: „Im Fortschrittsdenken, der Wissenschaftsgläubigkeit und dem erkenntnistheoretisch naiven Objektivismus des Autodidakten steckt viel von einer kleinbürgerlichen Existenz, die ihre ersten Leseerfahrungen in den zwanziger Jahren gemacht hat. Ein Hauch von Welträtsellösung und Kosmos-Heft weht noch in den späten psychoanalytisch inspirierten Schriften.“

Doch trotz seiner ins Pathologische reichenden Verschrobenheit gibt es keinen anderen Schriftsteller seiner Generation, dem noch posthum so viel Zuneigung und Aufmerksamkeit zuteil geworden wäre wie Schmidt. Seine Werke liegen in soliden Editionen vor, sein Nachlaß wird gewissenhaft gepflegt, namentlich von Bernd Rauschenbach, dem geschäftsführenden Vorstand der in Bargfeld ansässigen Arno Schmidt Stiftung, und deren Geschäfts-

führerin Susanne Fischer, die Sekundärliteratur ist ins Unüberschaubare gewachsen, es existieren mehrere Zeitschriften und andere Schmidt gewidmete Periodika, im Internet ist eine Arno-Schmidt-Referenzbibliothek abrufbar, und noch immer findet er Leser, die ihm leidenschaftlich zugetan sind und es sich nicht nehmen lassen, nach Bargfeld zu reisen, das Haus zu besichtigen und die schmucklose Grabstätte, die Arno und Alice Schmidt in ihrem Garten unter einem Findling gefunden haben.

Vor dem Gartentor nimmt uns die Kamera mit Selbstauslöser auf, gleich drei-, viermal, zur Sicherheit.

Wer hier wohl schon alles fotografiert worden ist? Insgesamt gewiß nicht so viel Volk wie auf dem Zebrastreifen in der Abbey Road, aber von dieser Sphäre hatte Schmidt ohnehin keine hohe Meinung – „ich bekenne gern“, schrieb er, „daß mir sowohl ‚beatles‘ als auch jene Herrn, die habituell von durchgehenden Rennwagen abspringen müssen, um nur ein bißchen Aufsehen zu erregen, schlicht als ‚Krampfhennen‘ vorkommen“. Nachsichtigerweise ließ er jedoch sein Alter ego Arno Otto Gläser in „Abend mit Goldrand“ einräumen: „Die Jugend soll hopsn & gröl’n – die Zeit, wo se Krach *nicht* mehr als herrlich empfindn, kommt von selber.“

„Arno Schmidt wohnte zwar nicht in meiner Nähe (bis Celle ist es von hier aus eine Stunde zu fahren), aber er war mir der Nächste, er war mein Nachbar“, schrieb der in Nartum bei Bremen wohnende Schriftsteller Walter Kempowski 1979 in der *Zeit* in seinem Nachruf auf Schmidt. Auf diese innere Nähe kam er später bei einer Lesung noch einmal zu sprechen: „Arno Schmidt ist einer meiner Lieblingsautoren. Das hat verschiedene Gründe. Der wichtigste: Er stellt Krieg und Nachkriegszeit ungewohnt unsentimental undeutsch dar. Seine Faktenbesessenheit und seine Schnappschuß-



Bargfelder Baumstamm-Uhu

technik haben mich zunächst nur interessiert, dann begeistert und schließlich süchtig gemacht. Hinzu kommt, daß ich als Norddeutscher mich in seiner literarischen Landschaft wohl fühle, die durch ihn ihrer Bekanntheit fremd wird und daher wieder ganz neu.“

Auf Schmidt war Kempowski in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre gestoßen, nach seiner Abschiebung in die Bundesrepublik: Er hatte den Amerikanern Frachtbriefe aus der Rostocker Reederei seines Vaters zugespielt, aus denen hervorging, was die sowjetische Besatzungsmacht dort alles abtransportierte, und war deswegen von einem Militärtribunal zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden. Acht davon hatte er in der Haftanstalt Bautzen absitzen müssen – eine Leidenszeit, die er in seinen autobiographischen Romanen fruchtbar machen sollte. Es sei ihm nach der Entlassung anfangs schwergefallen, längere zusammenhängende Texte zu lesen, sagte er noch im Jahr seines Todes in einem Interview. Und er habe dann angefangen mit Arno Schmidt, weil ihm in dessen Büchern „lauter kleine Schnappschüsse“ begegnet seien.

1953 hatte Schmidt diese Technik in seinem Roman „Aus dem Leben eines Fauns“ mit der Unmöglichkeit begründet, das moderne Leben in gemessener Diktion abzubilden: „*Mein Leben?!: ist kein Kontinuum!* (nicht bloß durch Tag und Nacht in weiß und schwarze Stücke zerbrochen! Denn auch am Tage ist bei mir der ein Anderer, der zur Bahn geht; im Amt sitzt; büchert; durch Haine stelzt; begattet; schwatzt; schreibt; Tausendsdenker; auseinanderfallender Fächer; der rennt; raucht; kotet; radiohört; ‚Herr Landrat‘ sagt: that’s me!): ein Tablett voll glitzernder snapshots.“

Walter Kempowski lernte ich 1984 bei einem der Literaturseminare in seinem Haus Kreienhoop in Nartum kennen. Wir blieben lose in Verbindung, und als ich ihm zwei Jahre später mitteilte, daß ich vorhätte, mit meiner Freundin nach

Bargfeld zu reisen, schrieb er mir zurück: „Eine Tour, die in Bargfeld beginnt, sollte in Nartum enden.“

Ich war dann zwar gelegentlich in Bargfeld und auch einige Male wieder in Nartum, aber der Gedanke an die von Kempowski angeregte Tour wurde erst wieder wach, als ich das Wandertagebuch des Journalisten Willi Winkler las – „Deutschland, eine Winterreise“ –, in dem er seine Wallfahrt von Hamburg nach Altötting schildert. Er hatte das Gelübde abgelegt, diese 855 Kilometer lange Strecke zu Fuß zurückzulegen und am Ziel der Schwarzen Madonna in der Altöttinger Gnadenkapelle zu danken, wenn die FDP aus dem Bundestag fliegen sollte. Im Winter 2013/14 trat er den langen Marsch an und durchquerte dabei auch Bargfeld, wo es ihm jedoch nicht sonderlich gefiel: „Eine Motorsäge sägt aufmunternd durch das sonst erstorbene Dorf. Der Platz in der Mitte ist für Größeres bestimmt, das aber längst fort ist oder einfach nie kam. In der Gaststätte Bangemann, stolze Adresse ‚Unter den Eichen‘, ist es lähmender Samstagnachmittag. Rauch hängt in der Luft von einer Weihnachtsfeier am Vorabend. Auf Nachfrage gibt es nur eine üble Currywurst. (Fände einen jemand, wenn man danach mit einer Kolik im Wald zusammenbricht?) Aber es ist kalt, ich habe Hunger, es muss sein. Der Wirt steht rauchend im Nebenraum, hakelt mit seinem nörgelnden Sohn um ein neues Handy und kann es nicht erwarten, strengste Schmidt-Schule, dass ich wieder verschwinde.“

35 Tage lang war Willi Winkler auf den Socken, in der kältesten aller Jahreszeiten und ganz allein, bis er es geschafft hatte und die Bilanz ziehen konnte: „Etliche Umwege, zwei Handschuhe verloren, immer den rechten, unterwegs diverse Malaisen und jetzt der Fuß, der seit Tagen so weh tut. Aber was zählt das schon, wenn ich die FDP durch einen beispiellosen Körperinsatz besiegen konnte.“

Mir kam diese hochleistungssportliche Kraftanstrengung inhuman vor. Doch ich las das Buch mit Gewinn, und ich dachte, daß es reizvoll wäre, einmal selbst so etwas zu unternehmen, in kleinerem Maßstab natürlich, und von Bargfeld nach Nartum zu wandern und damit Kempowskis noch immer unerledigten Auftrag endlich auszuführen, aber nicht im Winter, sondern im Spätsommer, und nicht allein, sondern zu zweit.

Gerhard Kromschröder, den ich fragte, ob er mitwandern wolle, sagte sofort zu – „ja Mönsch, da bin ich doch bei, per pedes von Schmidhausen nach Kempowskistedt, ganz prima! Verspricht ein feines Stück Deutschland, und wir können dann auch ein Stückchen auf dem Europäischen Fernwanderweg E 1 laufen, das ist meine Sehnsuchtsstrecke (Nordkap-Salerno, 7000 km, hoho), die sich auch wenige hundert Meter von mir hier in Hamburg an der Alster vorbeidrückt.“

Von Kromo, ehemals Art Director und stellvertretender Chefredakteur des Satiremagazins *Pardon*, Undercoverrechercheur in Neonazikreisen, lange vor Günter Wallraff Rollenreporter als Türke und später Redakteur, Nahostkorrespondent und Kriegsreporter der *Illustrierten Stern*, stammt der 2011 erschienene Bildband „Expeditionen ins Emsland“, eine Augenweide, zu der ich das Vorwort hatte beisteuern dürfen – eine vielschichtige fotografische Bestandsaufnahme der unspektakulären Acker-, Forst-, Moor- und Industrielandschaft einer boomenden Region und ihrer Bewohner, die sich über Generationen nach oben gearbeitet haben, getreu der alten Redewendung: „Den Ersten sien Dod, den Tweeten sien Not, den Drütten sien Brod“ („Dem Ersten der Tod, dem Zweiten die Not, dem Dritten das Brot“).

Im Emsland hatte das Buch viele enthusiastische Abnehmer gefunden, doch es war auch auf Kritik gestoßen. Als die Fotografien im emsländischen Moormuseum bei Groß Hesepe

ausgestellt werden sollten, legte der ehemalige Landrat Hermann Bröring in seiner Eigenschaft als Vorstandsmitglied des Trägervereins des Museums Protest ein und monierte schärfstens eine „einseitig negative Ausrichtung“ der Bilder. Auch sein christdemokratischer Parteifreund Heiner Reinert, der Vorsitzende des Kulturausschusses im Kreistag Emsland, distanzierte sich von dem Konzept: „Die Ausstellung ist nicht so zielführend, wie sie sein sollte. Da ist ja nichts drin, was die Dynamik der Region in den letzten zehn, fünfzehn Jahren abbildet.“ Das hatte auch nicht in der Absicht des Fotografen gelegen. Es war ein ganz individueller, durchaus freundlicher und manchmal auch milde ironischer Blick, den er auf Land und Leute gerichtet hatte, ohne dabei übergeordnete Ziele wie die Hebung des Fremdenverkehrs oder Werbung für die emsländische Industrie zu verfolgen.

Für die fotografische Landvermessung zwischen Bargfeld und Nartum hätte es jedenfalls keinen geeigneteren Kandidaten geben können als Gerhard Kromschröder.

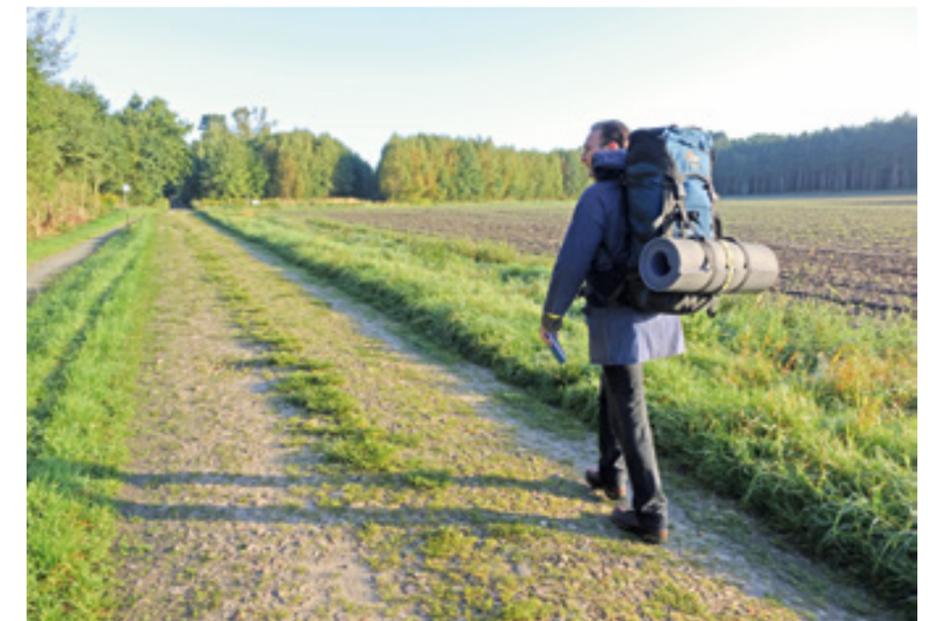
Wanderer Henschel unterwegs in der Bargfelder Feldmark



Bargfelder Ballen



Getrocknetes Gras in Hülle und Fülle



Laut Google Maps mißt diese Wanderstrecke 104 Kilometer, für die man 21 Stunden benötigen würde. Wir wollten jedoch nicht den kürzesten Weg wählen, sondern mäandern, abschweifen und querfeldein gehen, zehn Tage lang, im Freistil, nach alter Weise, mit gutem Kartenmaterial und in neuen Trekkingschuhen der Marke Meindl (200 €), die sich bereits beim ersten Testlauf wie Siebenmeilenstiefel anfühlten.

Ulla Heise, die Autorin des 2003 erschienenen Reiseführers „Hamburger Landpartien“, hatte übrigens ihre eigenen Ansichten von Arno Schmidt: „Der etwas sehr andere ‚Heidedichter‘ lebte zwanzig Jahre in Bargfeld und zählt zu den herausragendsten Geistesgrößen der deutschen Literatur des 20. Jahrhunderts. Seine Texte sind schwierig zu lesen. Daß er das Schwarzbunte Niederungsvieh – so der offizielle Rassebegriff – in einem seiner schwierigen Texte als ‚Kühe in Halbtrauer‘ bezeichnete, wenigstens das erfreut und amüsiert den Laien.“

Wir dagegen pflichten lieber dem Schriftsteller August Lewald bei, der 1840 erklärte: „In größern Karavanen und mit gehörigem Mundvorrath und Zelten versehen, dürfte eine Reise durch die Lüneburger Haide nicht unersprießlich seyn und selbst zu nicht uninteressanten Entdeckungen führen. Warum sucht man die Wüste in Afrika auf, während sie doch vor unseren Thoren liegt?“

Die Arno Schmidt Stiftung fördert unser Projekt am Abend vor dem Startschuß mit einer Hochzeitssuppe und einem Heidschnuckenbraten, und Bernd Rauschenbach berichtet, daß Walter Kempowski einmal in Bargfeld im Gasthof Bangemann gelesen habe, vor zweihundert Leuten, die froh gewesen seien, einmal nichts von Arno Schmidt zu hören, doch dann habe Kempowski seine Lesung mit den Worten eröffnet: „Ich freue mich, hier in der Heimat von Arno Schmidt zu lesen. Er war der größte deutsche

Autor der Nachkriegszeit. Alles andere ist mehr oder weniger Schrott.“

Wir haben kaum ein paar Schritte getan, als ein Autofahrer hält und fragt: „Habt ihr was vor?“

„Ja, eine Wanderung.“
 „Und wo soll's hingehen?“
 „In die Nähe von Bremen.“
 „Oha.“

Im Heidjerweg stellt eine Frau dekorative Kürbisse vors Haus. Ob die zum Verkauf stehen?

Als Laufkundschaft kämen Kromo und ich nicht in die engere Wahl. Was sollten wir auf der Walze mit einem medizinballgroßen Kürbis anfangen? Die Rucksäcke sind schwer genug – die Gurte spannen schon jetzt an den Schultern, auch die Nackenmuskeln wundern sich, was heute los ist, und mit ungefähr siebenunddreißigjähriger Verspätung wird mir klar, was das Playtex-Zauberkreuz-Girl quälte, als es sagte: „Mein Hüfthalter bringt mich um!“

Gegen Nordosten, hatte Arno Schmidt vor dem Umzug nach Bargfeld festgestellt, gebe es „sogenannte ‚Wilde Moore‘, d. h. solche, in denen Wanderer, ohne irgend Aufsehen zu erregen, versinken können (panzersicher!). In dieser Richtung kann man 50 km gehen, ohne irgend ein Haus zu erblicken! / Heideflecken mit Wachholdern eingesprengt. Waldungen nicht ideal, da allzusehr ‚verpitzelt‘, (wie der Schlesier sagt); aber doch die erforderliche Landschaft für Bücher mühelos hergebend. Mond, Nebel & Regen erste Qualität; auch im Trinkwasser war, selbst mit dem bösesten Willen, kein Jauhegeschmack spürbar.“

Der Naturpark Südheide ist ein 490 km² umfassendes, seit 1964 größtenteils als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesenes Areal. Hier wachsen selten gewordene Blumen, die so malerische Namen tragen wie Weiße Waldhyazinthe, Son-

nentau, Moorlilie, Schlangenknöterich und Breitblättriges Knabenkraut, doch wir sind weder Botaniker noch Floristen, und wir haben auch keinen Pflanzenführer im Gepäck, so daß wir im ungewissen darüber bleiben, ob wir einer dieser Schönheiten begegnen. Zur Identifikation von Margeriten, Klatschmohn, Kornblumen, Lupinen, Franzosenkraut und Kriechendem Günsel hätte es noch gereicht, aber schon bei der Zypressenwolfsmilch und der Vogelwicke wären wir ins Schlingern gekommen.

Dem Heidebächlein Schmalwasser, das in Bargfeld in die Lutter mündet, hat Arno Schmidt in seiner Erzählung „Die Wasserstraße“ ein Denkmal gesetzt: „Schön die Erlen, oh ja; schöner der einfältige Steg. Schön das Wasser über'm Sand; schöner die langsam wehenden Flannzn darin.“ Ringsherum, heißt es dort, stünden „Tannen= & Föhrenfräulein, zackentröckig mannshoch grünhaarig“, sowie „Eichenbengel, knorrig, ebenso hart wie lang, nicht zu umspannen“, und es seien überhaupt „unschätzbar verödete Gegenden, zumal bei Gewitterluft, ganz heiß & schwarzgrau: riedhohes Gras; stiere Kühe, von Bremsen geplagt, wie Autoren von Rezensenten“.

Bewundernswerterweise haben Schmidt und das Schmalwasser sogar den gemeinsamen Sprung in die englischsprachige Wikipedia vollbracht: „The story *Die Wasserstraße* by Arno Schmidt (1964) is about a walk up the Schmalwasser.“ Wenngleich es sich hier wohl um einen recht selten aufgerufenen Eintrag handeln dürfte.

Einer Hinweistafel ist die Information zu entnehmen, daß braunes Wasser durchaus sauber sein könne: „Denn die bräunliche Färbung des Wassers ist kein Schmutz. Der Bach Schmalwasser ist vorher nur durch moorige Bereiche geflossen. Dabei wurde sein Wasser durch den Torf des Moores braun gefärbt. Das Wasser selber ist nicht verschmutzt ...“

Tatsächlich ist das Schmalwasser ökologisch ebenso intakt wie die ab 1989 aufwendig renaturierte Lutter, die nach Auskunft des Landkreises Celle die Heimat für mehr als 160 gefährdete Pflanzen- und Tierarten bildet, beispielsweise für die europaweit vom Aussterben bedrohte Flußperlmuschel. In sauberen, sommerkalten, kalk- und nährstoffarmen fließenden Gewässern soll sie eine Lebenserwartung haben, die die durchschnittliche des Menschen weit übersteigt. „Der Beruf der Perlenfischer“, schrieb der Heidehistoriker Wilhelm Kayser 1955, „muß zeitweilig sogar sehr einträglich gewesen sein, da sich die Bürokratie des Celler Herzogshofes darum bemühte, die Gerechtsame dieser ‚Zunft‘ genau festzulegen und durch einen eigens zu diesem Zweck bestellten Beamtenapparat zu überwachen.“ Von Interesse sind die Flußperlmuscheln zudem für die Wissenschaft; die Fakultäten für Biologie verzeichnen viele – wie Arno Schmidt es 1978 in einem Brief an Bernd Rauschenbach ausdrückte – „Perlmuschi=Abhandlungen“.

Auch andere Südheidebäche tragen anheimelnd schlichte Namen – Schmarbeck, Sothrieth, Wietze, Bruchbach, Aschau oder Lachte. Fast hört man sie gluckern, wenn man sie nennt.

Von der Lutter meldete der Hydrograph Johann Hermann Dielhelm im Jahre 1748: „Lutter, ein Fließgen im Herzogthum Lüneburg, nimt seinen Anfang im Amte Bargfelde, ohnweit Weyhausen aus zwey Quellen, von welchen das eine aus ihnen hervorquellende Wasser ohnweit Schelploh oder Schepelau seinen Weg vorbeynimt. Nach der Hand vereinigen sich diese beyden Bäche mit einander und fließen unter dem Namen der Lutter an Marwedel her, lassen Endeholte und Heerse zur Rechten liegen und treten sofort ins Kirchspiel Eldingen; schenken hernach ihr Wasser den Oertern Bargfeld und Eldingen, und eilen darauf ins Kirchspiel Beydenbostel, und an Luttern vorbei, bis sie sich



Hier parkt der Heidewanderer



Wo das Wasser fließt



Wo sich die Lutter staut

Dahinter steckt die Berliner Fernsehproduktionsgesellschaft Drehreif, die ihren unbekannteren Duzfreunden im Internet noch gewagtere Vorschläge unterbreitet: „Sexualität spielt in Deinem Leben eine wichtige Rolle und Du hast keine Probleme damit, Deine Erfahrungen mit anderen zu teilen? Dann bist Du genau die oder der Richtige! Für die fünfte Staffel von ‚Paula kommt‘ (Sixx) suchen wir selbstbewusste Frauen, Männer, aber auch Pärchen, die offen mit Paula über unvergessliche Liebesnächte, peinliche Bettgeschichten, besondere Vorlieben oder erotische Phantasien sprechen. Wenn Du Dich angesprochen fühlst, dann melde Dich bei uns für ein unverbindliches Gespräch per Mail ...“

Das Ganze nennt sich „Factual Entertainment“. Nun ja – wer’s mag! Man muß sich aber doch ein wenig darüber wundern, daß diese Firma ihre Klientel selbst auf Toiletten kontaktiert. Das hätte es in der Heide vor einhundert Jahren wahrlich noch nicht gegeben.

Kromo mißt seinen Blutdruck. 200:90. „Müßte hundertzwanzig sein!“

Wie gut, wenn einem systolische und diastolische Werte, die Pulsamplitude und die arterielle Hypertonie nur aus der *Apotheken-Umschau* bekannt sind. Ganz zu schweigen vom Hypophysenhinterlappen.

Der Himmel zieht sich etwas zu, aber wir können die Wanderung fortsetzen, ohne die Regenosen zu strapazieren. Ich habe vorsichtshalber sogar einen Südwester dabei und bin auf Wolkenbrüche eingestellt, ganz im Sinne Schmidts, der einmal von „gutem (d. h. schlechtem) Wetter“ gesprochen hat und dessen Ich-Erzähler nicht aus Zucker sind: „*Mailicher Regen* : ich saß darin gelassen wie ein Stein : schön, so am Waldrand durchzuregnen bei völliger Windstille (im Mai-Land; nicht Milano) und ich bewegte entzückt die feuchten Schultern und Waden.“

Der Wolf hat Rotkäppchen bekanntlich auf die schönen Blumen und die lieblich singenden Vögel hingewiesen und bemerkt, es sei „so lustig haußen in dem Wald“. Das hätte er mit vollem Recht auch in dem Wäldchen zwischen Kragen und Habighorst tun können, durch das wir weiter nach Norden ziehen.

Etwas östlich von Eschede, in der Feldflur Tränkheide, befindet sich ein trigonometrischer Punkt, den der Mathematiker und Geodät Carl Friedrich Gauß 1822 bei seinen Landvermessungen im Königreich Hannover bestimmte. Gauß bezog damals vorübergehend Logis im nahegelegenen Oberohe und schilderte in einem Brief seine Erfahrungen: „Dort lebt eine Familie, deren Haupt ‚Peter Hinrich von der Ohe zur Ohe‘ sich schreibt (falls er schreiben kann), dessen Eigentum vielleicht 1 Q.-Meile gross ist, dessen Kinder aber die Schweine hüten. Manche Bequemlichkeiten kennt man dort gar nicht, z. B. einen Spiegel, einen A-t und dergleichen. Gott sei dank, dass ich den zehntägigen Aufenthalt daselbst überstanden habe!“

Mit „A-t“ war der Abort gemeint.

Der Diplom-Ingenieur Heinrich von der Ohe zur Ohe, ein Ururenkel jenes Gastgebers, teilte der Gauß-Gesellschaft 1979 mit, daß der Geometer Gauß die Größe des Grundbesitzes jener Bauernfamilie erheblich überschätzt habe und daß das Hüten des Viehs auf dem Hof seit jeher eine bare Selbstverständlichkeit gewesen sei: „Lieber Leser, auch ich habe einst in den Ferien die Schafe meines Vaters gehütet und schäme mich dessen nicht. Ich habe es sogar sehr gerne getan und lag um die Mittagszeit, wenn die vierhundertköpfige Hauptherde sich wiederkäuend niedergetan hatte und die beiden Hunde Fix und Lustig müde waren, im Schatten eines Findlings und ‚schob die Wolken‘. Schweine wurden in meiner Jugend nicht mehr gehütet, da sie im Herbst unter den den Hof umgebenden Eichen genügend Nahrung

finden und abends von selbst in ihre Ställe zurückkehrten.“

Am Gauß’schen Punkt ist auch eine 1999 geschaffene Landschaftsinstallation des Künstlers Wolfgang Jeske zu sehen: eine liegende Acht aus Asphaltfragmenten, die nach Auskunft ihres Herstellers „für Grenzen innerhalb der Unendlichkeit“ steht und „eine Metapher für das Paradox der Zivilisation“ bildet. Dazu gehört eine Zahlenreihe aus Stahl, die die Perfektion der Gauß’schen Messungen konterkarieren soll.

Uns spricht das herzlich wenig an.

Die Stadt Eschede empfängt uns mit penibel gestylten Vorgärten, die auch nicht so ganz unsere Sache sind. Es ist zehn vor vier, und da wir weder mit Willi Winkler noch mit Rüdiger Nehberg wetteifern wollen, lassen wir es für heute gut sein und nehmen im Gästehaus Schaper Quartier. Dort gibt es Raucherzimmer mit WLAN-Anschluß – eine Kombination, die nur noch in wenigen deutschen Hotels vorkommen dürfte. Die Jugend von morgen wird gar nicht mehr wissen, was ein Raucherzimmer ist.

Das Kulturprogramm, mit dem Eschede am Samstagabend aufwartet, ist sehr übersichtlich. Wir könnten zu einer „Tango-Messe“ gehen, aber das lassen wir bleiben.

„Come on – pimp my Wanderweg“, sagt Kromo, als wir den Punkt erreichen, wo die Niedersächsische Mühlenstraße die Niedersächsische Spargelstraße kreuzt. „Mit blumigen Namen soll auch noch der ödeste Trampelpfad zur exklusiven Premiumpiste aufgewertet werden. Und alles wird mit Wegweisern möbliert, die Entfernungsangaben auf hundert Meter genau ...“

Auf Kromos Wanderkarte der Südheide sind mehrere solcher „Themenwanderwege“ verzeichnet, die wir bereits beschritten haben. Er kennt auch die Bedeutung der Kürzel am Weg-

rand: „WT“ habe für „Wo sich Teichvögel und Wasserkarpfen wohlfühlen“ gestanden, „GGT“ für „Große Gaußtour“ und „MO“ für „Magische Orte im Naturpark entdecken“.

Ein Ladenfenster bietet einen Leistungsbericht des örtlichen Arbeitskreises „Mensch und Hund“. Auf einer Schautafel wendet sich ein „Schäferhund-Mix“ namens Joy an die Passanten: „Schon als kleine Meute durften wir Welpen mit zu der Heidschnuckenherde. Wir wurden zugefüttert mit Heidschnuckenmilch und konnten dort super toben.“

All dort auf grüner Heide, da gibt’s der Freuden viel ...

Ein Steinmetz wirbt mit dem Slogan: „Orte, die gut tun – Der Friedhof der Zukunft – neue Wege des Abschiednehmens“.

Wir legen dann noch die Route für den nächsten Tag fest und buchen telefonisch zwei Zimmer in dem zwanzig Kilometer entfernten Örtchen Offen an der B 3, und erst tief in der Nacht kommt mir die Erleuchtung: Wenn wir bereits wissen, wo wir abends einkehren werden, könnten wir unser Gepäck doch auch per Taxi vorausschicken, anstatt uns damit abzuschleppen wie zwei Maultiere.

Walter Kempowskis Tagebuch „Sirius“ ist auf einer solchen Reise die richtige Bettlektüre. Im Mai 1983 stellte er nach einem seiner Literaturseminare fest, daß man ihn bestohlen hatte: „Leider wurden zwei Arno-Schmidt-Erstaussgaben ‚entwendet‘, ‚Brand’s Haide‘ und ‚Die Gelehrtenrepublik‘. Dieser Diebstahl ist mir aber nicht sehr nahegegangen, denn der Dieb muß ein spezieller Fan gewesen sein, und Arno-Schmidt-Fans sind mir sympathisch.“

Doch er übte auch Kritik an Schmidt: „Als junger Mann hat er sich so unsinnigen Dingen gewidmet wie dem Ausrechnen einer zehnstelligen Logarithmentafel. (In der Zeit hätte er mal lieber einen Roman schreiben sollen.)“



Wo Landvermesser Gauß gerade Linien zog



Das Schaufenster der Hundefreunde



Die Warnung vor dem Hunde





















SECHSTER TAG: UNHEIMLICH NICKET DIE FÖHRE

Wir schicken das Gepäck zum Hotel Röhrs in Visselhövede voraus. Die Sonne lacht, ein 18-Loch-Golfplatz liegt vor der Tür („Fliegende Golfbälle! Lebensgefahr!“), dahinter öffnet sich die Tietlinger Heide, und wir entfernen uns mit jedem Schritt weiter von der ungeliebten A 7.

In einem Wacholderhain besuchen wir das Grab von Hermann Löns. Es ist mit einem Findling bedeckt, in den man das martialische Zeichen der Wolfsangel gemeißelt hat. Doch ob es stimmt, daß Löns hier ruht?

Er starb am 26. September 1914 bei einem Sturmangriff in der Nähe von Loivre. Sein Leichnam wurde in einem Granattrichter begraben, 1919 zuerst auf den Militärfriedhof Luxembourg und später in ein Massengrab bei Loivre umgebettet. 1934 sollen beim Pflügen des Geländes seine Gebeine samit Erkennungs-marke entdeckt worden sein. Ein Beerdigungs-unternehmen überführte sie nach Deutschland. Man dachte an eine Beisetzung bei den Sieben Steinhäusern. Dann kamen die Pläne für den Truppenübungsplatz dazwischen, und die Gebeine wurde provisorisch in einer Hotelgarage zwischengelagert.

Wie es weiterging, steht auf einer Tafel am Grabe des Dichters: „Während in der Tietlinger Wacholderheide ein geeigneter Ort für die endgültige Bestattung gefunden schien, den auch die Familie Löns guthieß, mehrten sich Zweifel an der Echtheit der Überreste. Um den Diskussionen und der unwürdigen Unterbringung des Dichters ein Ende zu setzen, schritt die Gauleitung Ost-Hannover ein und veranlasste die Bestattung am 30. November 1934 unter strengster Geheimhaltung im Naturschutzgebiet bei Barrl. Weder die Familie noch die Öffentlichkeit wurden von diesen Plänen in Kenntnis gesetzt. Die Fallingbosteler empfanden dieses Vorgehen als Entführung. Hermann

Löns' Ehefrau Lisa schaltete schließlich den Reichskriegsminister von Blomberg ein, der für eine erneute Überprüfung und endgültige Beisetzung von Hermann Löns in Tietlingen am 2. August 1935, 21 Jahre nach seinem Tode, sorgte.“

Ins Grab mitgegeben wurde Löns eine von Adolf Hitler unterschriebene „Führerurkunde“ mit der Versicherung, daß die Gebeine des „im Scheidung 1914“ gefallenen Dichters mit Einwilligung des Führers und Reichskanzlers im „Gilbhardt 1934“ ausgegraben und „am 30. im Nebelung 1934“ an der Straße Harburg-Soltau beigesetzt worden seien, um aber nunmehr „am 2. Ernting des Jahres 1935“ mit militärischen Ehren in einem Heidegrab bestattet zu werden.

Auf die Wiedereinführung der altertümeln-den Monatsnamen Hartung, Hornung, Lenz, Ostermond, Wonnemond, Brachmond, Heu-mond, Ernting, Scheidung, Gilbhardt, Nebelung und Julmond hatte Löns selbst vehement gedungen: „Sind das nicht Namen, die wie Buchenlaub flüstern und wie Eichbaumkronen? Um die es summt und knistert wie Bienenge-summe und Flattergefalter?“ Es sei an der Zeit, meinte er, die „römischen Einfuhrwaren aus dünn gewalztem Blech, die wir dankbar und bescheiden hinnahmen, als wir sie in welscher Strohpackung ins Haus geschickt bekamen“, endlich dorthin zu schaffen, „wo sie hingehören: auf den Abladeplatz für Kehricht und Zivilisationsschutt!“

Aber was soll ein Industriestaat mit Monatsnamen anfangen, die wie Buchenlaub flüstern? Ganz abgesehen davon, daß etliche eher wie ein Feldweibel zu schnarren scheinen ...

In jüngeren Jahren hatte Löns anders getönt („Laß mich deinen Leib umfassen, wilde Dirne, küsse mich“). Doch dann bestückte er die Ar-mee mit kernigem Soldatenliederschmalz: „Du

wunderschönes Mädchen, du sollst die meine sein, / du wunderschönes Mädchen, ich denke immer dein; / wenn die blauen Bohnen fliegen, wenn da fließt das rote Blut, / deiner werde ich gedenken, denn ich bin dir gar zu gut.“ Mit solchen Liedern auf den Lippen – „O grüner Klee, o weißer Schnee, o schöner Soldatentod!“ – marschierten Zehntausende an die Front. Auch auf Hermann Löns trifft zu, was Karl Kraus über den Kriegsbarden Alfred Kerr schrieb: „Ja, er war der Besten einer unter den vaterländisch konzessionierten Zubereitern des Ruhmfusels, des geistigen Methylalkohols, unter dessen Einwirkung Völker erblinden.“

Die Nationalsozialisten feierten Löns und druckten gern seine Kriegsbriefe nach, zum Beispiel einen vom 6. August 1914: „Mensch, das Leben ist so schön jetzt, daß es sich lohnt zu sterben. Was bin ich froh, daß ich mich 1911 nicht totschoß! – Und wie gedeppt gehen jetzt die Juden rum! Fein, nicht?“

Seiner Vereinnahmung durch die Nazis hatte Löns nach Kräften Vorschub geleistet. „Von den drei arischen Völkerfamilien der Kelten, Germanen und Slawen hat der Germane die glücklichste Seelenmischung, die auch in seiner nationalen Entwicklung zum besten Ausdruck kam“, erklärte er und sprach geringschätzig von der „stark mit Mongolenblut verunreinigten slawischen Nation“. Am rabiatesten gab er sich in dem gleichsam mit geballter Faust geschriebenen Roman „Der Wehrwolf“, der im Dreißig-jährigen Krieg spielt. Er handelt von Heidebau-ern, die als Partisanen gegen marodierende Schweden, Dänen und Zigeunerinnen kämpfen: „Wie die Hasen im Kessel wurden sie zusammengeschnitten, ganz gleich, ob sie Hosen oder Röcke an hatten. „Damit sie nicht hecken, die Betzen“, sagte Grönhagen, als er eine große Frau mit schwarzen Haaren, die sich hinter dem grünen Johann bergen wollte, durch den Kopf schoß. Dann sprang er von hinten zu und und riß den Mann an seinem Barte zu Boden, dreh-

te ihm die Arme auf den Rücken, und Gödeckengustel band ihm die Daumen übereinander. Dann stellten sie ihn an eine Fuhre und er mußte zusehen, wie seine Mordgesellen unter die Erde kamen, und als das vorbei war, wurde er aufgehängt, ehe daß die Sonne unterging.“

Das Töten stimmt die Bauern hier immer wieder fidel; besonders, als es um ein „Tataren-frauenzimmer“ geht, von dessen Ende einer der Mörder berichtet – „das war ein Biest und schimpfte bloß, als wir sie aufhingen, und biß um sich, wie ein Fuchs, der im Eisen sitzt: Aber geholfen hat ihr das nicht, denn Tidke sagte: Die hat Bruns lüttjen Jungen mit dem Kopf gegen den Dössel geschlagen! Erst sollte sie bloß nackigt ausgezogen werden und durchgepeitscht, aber als wir das hörten, hingen wir sie zu allerobst an die Eiche!“ Worauf der bemerkenswerte Satz „Er lachte lustig“ folgt, an den sich die Äußerung anschließt: „Wie der olle Baum aussah, sage ich dir, als die elf Galgen-vögel daranhingen! Ulenvater sagte: Das ist ja ordentlich, als wenn wir ein Mastjahr haben!“

„Neben einem umfassenden Wissen hatte der Dichter die Gabe der lebendigen Schilderung im besonderen Maße“, urteilte sein Verehrer Werner Harro König 1979 in dem Werk „Zwischen Aller und Elbe. Geschichte, Landschaft, Kunst, Menschen und Brauchtum“, in dem er Löns zwei Seiten widmete und dem KZ Bergen-Belsen vier Zeilen. Kurt Tucholsky hatte 1926 zu diesem Roman angemerkt, er sei „genauso unangenehm wie dessen Bewunderer: Sadismus mit ethischem Gesamtziel“.

Aus den blutrünstigen Männerphantasien fand Hermann Löns stets wieder zurück zur Produktion von Versen, in denen er sich als innerlich gelöster und schalkhaft augenzwinkernder Pffifikus gerierte: „Auf der Lüneburger Heide, / In dem wunderschönen Land / Ging ich auf und ging ich unter, / Allerlei am Weg ich fand; / Val-leri, vallera, / Und juchheirassa, / Bester Schatz, bester Schatz, / Denn du weißt es, weißt es ja.“



Lönstouristen



Von Angesicht zu Angesicht

Man kann ihm aber weder diese Aufgekratztheit noch sein inniges Einverständnis mit der Natur abnehmen: Hermann Löns, der Freund aller Tiere, wollte nackte Frauen ausgepeitscht und aufgeknüpft sehen. An dieser Einsicht führt kein Weg vorbei.

Das Heidekraut, der Wacholder, die Kiefern, die Birkhühner und Meister Lampe, sie alle sind unschuldig an der Okkupation durch Hermann Löns, doch es fällt schwer, sie unbefangen zu betrachten, wenn man als Leser durch die harte Mümmelmannschule gegangen ist und von den Werbemaßnahmen der Fremdenverkehrsverbände umlöst wird.

Man muß es als Heidewanderer von sich abschütteln, das Lönsige. Alpinisten wollen ja auch nicht immer an Luis Trenker denken. Oder Orientreisende an Kara Ben Nemsi.

Wir spazieren an der Böhme entlang, die einst Friedrich Freudenthals jüngeren Bruder, den Dichter August Freudenthal, zu patriotischen Reimen inspirierte: „Sie schlängelt sich mit Zaudern vorbei an waldigen Höhn / Und möchte mit dir plaudern von dem, was sie gesehn! / Und wagst du nur die Frage, gibt sie dir plaudernd kund / Der Vorzeit Sang und Sage, erblüht auf Heidegrund: // Von deutscher Urzeit Mannen, die hier mit Beil und Speer / Durch Föhrenwald und Tannen gejagt den Ur und Bär; / Die Gräber ihrer Helden, aus Felsen aufgetürmt, / Noch heut der Nachwelt melden, wie sie einhergestürmt!“ In diesem Zusammenhang schwärmte Freudenthal auch von „Bürgern schlicht und treu“ sowie von „blonden Frau'n und Mädchen, so züchtig, fromm und scheu“.

Wenn er sich da mal nicht irrte. Ein Pastor aus Suderburg war 1817 jedenfalls zu einem anderen Urteil über die Sexualmoral der jungen Heidjer gelangt: „Ich bemerke bey dem Jünglingsalter einen zu freien Umgang beider Geschlechter. Die Sünde der Unkeuschheit wird

nicht wie in anderen Gegenden durch öffentliche Meinung geächtet. Diese Bemerkung gilt von dem größten Theile der Lüneburger Heidebewohner. Auch hier, glaube ich, als mitwirkende Ursache anführen zu dürfen, die grosse Leichtigkeit mit der hier der Mensch eine Familie ernährt. Hat ein junger Mensch sein 21., 22tes Jahr erreicht, so kann er als Knecht, Bienenwärter, Schäfer reichlich sein Brodt verdienen, einen kleinen Ackerbau auf Ländereyen, welche ihm der größere Bauer überläßt, anfangen. Hat also sein Umgang mit einer jungen Person Folgen, so heirathet er sogleich.“ Womit ja im Grunde alles in schönster Ordnung gewesen wäre, wenn dieser Pastor sich in das Liebesleben des Volkes nicht eingemischt hätte.

Der Lokalhistoriker Bernhard Dageförde zeichnete 1929 wieder ein ganz anderes Bild: „Noch heute ist die Heide eine Stätte tiefer und echter Religiosität.“ Leider können wir nicht heraushören, ob die Böhme das durch eine Plauderei von deutscher Urzeit Mannen bekräftigt oder ob sie es bestreitet und von Lustbons der Hölle spricht.

Rund zwanzig Kilometer flußaufwärts, hinter Soltau, liegt inmitten der Böhme die kleine, künstlich aufgeschüttete Schlageterinsel, benannt nach dem rechtsradikalen Terroristen Albert Leo Schlageter, der 1923 von einem französischen Militärgericht zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde. Friedrich Georg Jünger besang ihn („Er ist ein Eckstein jeder Zukunft geworden und verächtlich muß jede Zeit erscheinen, deren innigstes Gebet ihn nicht einschließt und ehrt“), Martin Heidegger empfahl ihn der akademischen Jugend als Vorbild („Freiburger Student, laß die Kraft der Heimatberge dieses Helden in deinen Willen strömen“), und die Nationalsozialisten errichteten ihm einhundert Denkmäler. An eine Umbenennung der Insel scheint man im Heidekreis aber noch nicht gedacht zu haben.

Eine Elster krächzt, ein Specht macht sich vernehmbar, ein Bagger rumort, und eine Walkerin mit Ohrstöpseln zieht an uns vorbei.

„Kein Klang der aufgeregten Zeit / Drang noch in diese Einsamkeit“ – Theodor Storms Worte stimmen nicht mehr so ganz. Das gilt auch für Detlev von Liliencrons „Heidebilder“: „Tiefeinsamkeit, es schlingt um deine Pforte / Die Erika das rote Band. / Von Menschen leer, was braucht es noch der Worte, / Sei mir gegrüßt, du stilles Land.“

Dort, wo die Warnau in die Böhme mündet, soll im hohen Mittelalter eine Burg gestanden haben, die sogenannte Hünenburg, von der inzwischen aber kaum noch etwas übrig ist. In einem Reiseführer aus dem Jahr 1914 („Führer von Walsrode und Umgebung“) wird hierzu eine Sage referiert: „Die Burg wurde einst in finsterner Nacht von Raubrittern überfallen und ging in Flammen auf. Auch der kostbarste Schatz des Besitzers, eine goldene Wiege, ging dabei zu Grunde. Diese Wiege soll noch heutigen Tages verschüttet dort in der Erde liegen. Vielleicht versucht's der Wanderer einmal, diesen wertvollen Schatz zu heben.“

Dazu hätte uns das Finderglück eines Indiana Jones beschieden sein müssen.

„Vielleicht finden sich auch in den adlichen Archiven über diesen Gegenstand aufklärende Nachrichten“, schrieb 1827 der Contributions-einnehmer Duhme aus Walsrode. „Es ist aber zu befürchten, daß die Hünenburg oder Hunenburg mit den sieben Steinhäusern in hiesiger Nachbarschaft das nämliche Schicksal hat, in der Dunkelheit auf immer zu ruhen.“

Hinter einem umgekippten, vermodernden Baumstamm, auf dem unedles Moos wächst, west ein grünlicher Tümpel, wie er auch schon in Germanien herumgedümpelt haben könnte. Für die römischen Legionäre war an solchen Stellen der Vormarsch beendet. Weiter kamen

sie nicht. Sie ließen unsere Vorfahren auf dem deutschen Sonderweg allein mit Hermann dem Cherusker und anderen Waldschraten, die nicht viel zur abendländischen Zivilisation beizutragen vermochten.

Im Sommer 1939 war Arno Schmidts Romanheld Heinrich Düring hier unterwegs und stellte fest: „Die Böhme bewegte sich schon unruhig in ihrem Wiesenfeucht, Acker dünstete Gold, graue weiche Bremsen stachen wohlbekannt; noch wanderten Lodenmäntel um Jünglinge, Schilf war noch nicht ausgestorben.“

Das ist es auch jetzt noch nicht; nur die Spur der Lodenmanteljünglinge hat sich verloren.

Links ein Gleiskörper, rechts die obligatorische Maismauer und in der Grasnarbe die honettesten lilafarbenen Blumen, von denen auch Kromo nicht weiß, wie sie heißen.

Am Borger See sitzt ein einarmiger Angler. Hatten wir zuvor auch noch nicht gesehen, einen



Teich zwischen Weiden, von der Warnau gespeist

Löns' Kiefern- und Wacholderhain: Natur, wie sie will



Wie geht's weiter?



Bleiben außen vor:
Vogelpark-Werbevogel



Tränke für weidende Kühe

anerkennend aufs geborstene Eisen, und sah mich mürrisch um. Papier in den Schüben, ‚Massenbach kämpft um Europa‘; ‚Das Haus in der Holetschkagasse‘; ergo ein literarischer Hungerleider, Schmidt hatte er sich geschimpft.“ Gewidmet hatte Schmidt diese Erzählung „den Waldstücken nordwestlich von Cordingen, die mich vier Jahre lang wärmten und nährten“. Nämlich mit Brennholz und Pilzen – „und wenn es etwas zu feiern gab, buk Alice Schmidt Kartoffelkrümeltorte“ (Susanne Fischer).

Im selben Haus wie die Schmidts wohnte Magda Kleiber, Jahrgang 1939, nachdem sie mit ihrer Familie aus Pommern vertrieben worden war. „Mit Schmidts hatten wir viele Reibereien“, schreibt sie in ihren Erinnerungen „Unter den Eichen vom Mühlenhof“. „Heute finden meine Schwester und ich es nicht richtig, dass wir an der Wand zwischen seinen Fenstern unsere Ballproben spielten. Es hat damals Spaß gemacht, wenn er wütend ’rausstürmte und uns vertrieb.“ Bis der Streit eskalierte: „Als er uns wieder einmal weggescheucht hatte, rief Frau Succo oben aus dem Fenster: ‚Julchen, komm essen!‘ Sie antwortete hinter der dicken Eiche mit vorgehaltener Hand: ‚Ich kann nicht.‘ Ihre Mutter: ‚Warum kannst du nicht?‘ Sie wieder: ‚Der Schmidt steht vor der Tür.‘ Eines Tages fanden wir unsere Bälle aufgeschlitzt in Wahls Garten unter den Johannisbeerbüschen. Wir hatten immer aufgepasst, dass sie nicht herumlagen, nur eben diesen Moment nicht. Als Täter für diesen Frevel kam nur Herr Schmidt in Frage. Kein anderer hat sich über unser Ballspiel aufgeregt.“

Von der Nachkriegsarmut ist auf dem pittoresken Mühlengelände nichts mehr sichtbar. Der Ort ist ein Freilichtmuseum, das so wirkt, als ob es niemals etwas anderes gewesen wäre als ein Freilichtmuseum.

Den Weltvogelpark Walsrode lassen wir links liegen. Es geht uns in dieser Hinsicht

ungefähr so wie dem Deutschlandtouristen Matthias Jänicke, der in Kempowskis Roman „Heile Welt“ auf einer Reise zum Bodensee kurz überlegt, ob er einen Abstecher machen soll: „Aussteigen, einen Zug überspringen und das Ulmer Münster ansehen? Nein, weiter, weiter. Man kann sich ja denken, wie es aussieht.“

In Benefeld wurden Teile eines Zwangsarbeiterlagers nach dem Krieg in ein Krankenhaus umgewandelt. Die britische Militärregierung nannte es „Liberation Hospital“. Die Häuser stehen unter Denkmalschutz, und damit niemand vergißt, welchem Zweck sie früher dienten, gibt es dort eine Tafel mit allen historischen Daten. Die Formulierungen entsprechen allerdings nicht durchweg dem neuesten Forschungsstand. „1940-42 Umfangreicher Austausch deutscher Arbeitskräfte durch ausländische Arbeitskräfte“, heißt es da – eine sehr dezente Wortwahl, wenn man bedenkt, daß Tausende von Menschen in die Lüneburger Heide verschleppt und in der Rüstungsindustrie zu Tode geschunden wurden.

„Sind die Pferde nicht tip top, dann kauf von Philips Karotten-Shop“, steht auf einem an der Cordinger Straße vor dem Jibi-Markt geparkten Pkw-Anhänger. Die Reimeritis des reklametreibenden Kleinunternehmertums wäre ein ergiebiger Gegenstand für eine soziolinguistische Doktorarbeit. Wer wagt’s?

Hier gleich noch ein paar Preziosen aus dem Archiv des Oldenburger Sprüchesammlers Günther Willen: „Großes B und kleine Ente – Spielzeug kauf ich nur bei Bente“, „Immer gerner – Wurst von Werner“, „... es gibt nur zwei Worte ... Schlüter-Transporte“ und „Kein Bild, kein Ton, ich komme schon“.

Seinen Namen, der sich von dem Wort „Gebeinefeld“ ableiten soll, verdankt das zur Gemeinde Bomlitz gehörende Dorf Benefeld einem

prähistorischen Urnenfriedhof, der Lisa Politt ihre Jugendjahre auch nicht versüßt haben wird.

Auf den letzten zweihundert Metern vor dem Ortsausgang werden wir Zeugen eines Überbietungswettbewerbs in Sachen Vorgartenbepflanzung. Stauden, Rosen, Koniferen, Ziergehölze, Kübelpflanzen, Vogeltränken, Weinreben und ornamentgeschmückte Tröge aus Basalt haben in Benefeld Hochkonjunktur.

Über den Baumwipfeln drehen sich weiße Windräder. Der Schriftsteller Botho Strauß beschrieb sie 2004 im *Spiegel* als Vorboten der Hölle: „Eine brutalere Zerstörung der Landschaft, als sie mit Windkraftträdern zu spicken und zu verriegeln, hat zuvor keine Phase der Industrialisierung verursacht. Es ist die Auslöschung aller Dichter-Blicke der deutschen Literatur von Hölderlin bis Bobrowski. Eine schonungslosere Ausbeute der Natur lässt sich kaum denken, sie vernichtet nicht nur Lebens-, sondern auch tief reichende Erinnerungsräume.“

Gar so mörderisch kommen uns die gescholtenen Windräder nicht vor.

Das Dorf Jarlingen ähnelt dem Dorf Klein-Wenese, in dem der Schulmeister Matthias Jänicke unterrichtet – „norddeutsch breit lagen sie da, die Niedersachsenhäuser, eins hier, eins dort, unter hundertjährigen Eichen, hinter aufgeschossenen Birnbäumen, runden Apfelbäumen, Gebüsch und flatternder Wäsche, Bibelspruch über dem Tor, Pferdeköpfe auf dem Giebel, Milchkannen auf dem Zaun.“

Sagenhaft ist allerdings der Reichtum an alten Eichen. Vor einem der Höfe zählen wir siebzehn Stück. Und wie arm waren die Urahnen der Erben von heute! Im Jahre 1532 sprach der Reformator Urbanus Rhegius, der als Superintendent in Celle tätig war, sein Bedauern über

das dürftige Leben der Heidebauern aus, die gleichsam in einer Arche Noah lebten: „Ein Pauer arbeitet tag vnd nacht / das jm seine hend zerklieben vnd der rück krum wird / ligt jnn einer raucherigen hütten / da ein Arca Noe ist / hvnd / katzen / küe vnd kelber / ross / sewe / hünner / schaff / alles bey einander bey einem fewer / Wenn er sich lass vnd kranck geerbeitet hat / vnd kömpt heim / so hat er nicht holtz gnug allweg fur den frost / er mus einen rohen / alten stinckenden speck vnd hart brod / wie ein wetzstein / nagen / wasser trincken / vbel ligen / mit sorgen schlaffen / weib vnd kind mit unseglicher sorgfeltigkeit erneren / vnd wird jhm dennoch nimmer so gut / das er auff dem stro / genug one sorge möchte eine einige nacht schlaffen / vnd ein einiges gutes kleid anziehen / sondern einen einfachen zwilchen kittel kan er kaum er vbrigen / vnd was er jm schweis seines angesichts hertiglich gewind / das mus er jnn die Klöster vnd anders wo hingeben / vnd selbst mangel leiden an seinem weib / an seinem eigen leib / an seinen lieben kindlin“.



Mit Arno Schmidt
übers Gelände der alten
Munitionsfabrik

Cordinger Mühle:
Reibereien mit den Schmidts



Auf der offiziellen Website Kettenburgs heißt es, daß sich in der Gemeinde in den vergangenen zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren nicht viel verändert habe: „Einige Einfamilienhäuser sind dazu gekommen (meistens Kinder aus hier ansässigen Familien). Seit 2004 haben wir hier ein neues Baugebiet ‚Am Lehrdetal‘ mit sieben Bauplätzen. Ursprünglich gedacht für Kettenburger, die in Kettenburg bleiben wollen, hat die Entwicklung aber nun gezeigt, dass ein jeder hier in Kettenburg bauen kann.“

Klingt, als hätte das den Kettenburgern gerade noch gefehlt.

Ein alter Mann besprüht das Moos auf dem Bürgersteig mit Unkrautvernichter. „Das wird ja sonst so rutschig hier“, sagt er zu uns. „Der Nachbar hat das auch schon gemacht ...“

„In den wenigen Dörfern, durch die wir kamen, herrscht eine große Reinlichkeit, die aber nicht, wie in Holland, erkünstelt, sondern natürlich ist“, schrieb der Schweizer Geologe Jean André de Luc Ende des 18. Jahrhunderts nach einer Reise durch die Lüneburger Heide. „Der hiesige Sand wird nie schmutzig, und die Heide macht überall, wo gegangen wird, dem Rasen Platz, so daß alle Fußsteige mit grünen Banden eingefasst sind. Diese natürliche Reinlichkeit des Bodens hat Einfluß auf die Bewohner. In kothigen Dörfern beschmutzen Vieh und Menschen die Wohnungen: man gewöhnt sich daran und vernachlässigt sich. Hier hingegen geht man stets auf Sand oder Rasen, und hält sich selbst und die Häuser mit leichter Mühe reinlich. Ueberhaupt haben die hiesigen Baurenhäuser das wahre ländliche Ansehen. Sie bestehen aus einer Scheune, die an beyden Seiten offene Ställe, und am Ende eine Küche hat. Alles ist reinlich ohne Affectation, und erregt alle angenehmen Ideen des ländlichen Lebens.“

Auch der englische Publizist Thomas Hodgskin hatte 1820 die Reinlichkeit der Hei-

debewohner gerühmt: „They all looked respectable and clean.“ Und er hatte verwundert festgestellt, daß sie allesamt lesen und schreiben könnten, wobei man ihnen freilich nachsage, daß sie letzteres nur täten, wenn sie Rechnungen auszustellen hätten, und ersteres ausschließlich, um sich an Skandalgeschichten zu ergötzen.

Visselhövede nähern wir uns über die Lehnshöhe, nach der auch die örtliche Kaserne benannt ist – allerdings noch nicht sehr lange: Von 1972 bis 2005 hieß sie Mölders-Kaserne. Der Jagdflieger Werner Mölders bombardierte im Spanischen Bürgerkrieg Dörfer und Städte und erhielt im Juli 1941 von Adolf Hitler anlässlich des 115. Abschusses die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung, das sogenannte Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Im November des gleichen Jahres kam er bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Mit der Umbenennung ließ das Verteidigungsministerium sich reichlich Zeit – vielleicht wollte man dort zunächst auf den Tod sämtlicher alten Nazis warten, die sich durch diesen Schritt sonst gekränkt gefühlt hätten.

Hinter der Bahnunterführung ragt der Glockenturm der katholischen Herz-Jesu-Kirche auf; eine schwere Bausünde aus den sechziger Jahren. Hier werden, wie aus der Homepage der Gemeinde hervorgeht, auch Autos, Fahrräder und Motorräder gesegnet.

Seit 1529 war Visselhövede, wie überhaupt das Lüneburger Land, durchgehend protestantisch, bis sich im Dreißigjährigen Krieg die berühmten Truppen des kaiserlichen Generals Tilly durchsetzten. Als oberster Heerführer der Katholischen Liga sorgte er für eine Rekatholisierung der eroberten Gebiete. Im Kirchspiel Visselhövede wurde 1630 der Jesuitenpater Johannes Arnoldi als Pfarrer eingesetzt, doch

er machte sich keine Freunde: Die Bevölkerung blieb renitent, woraufhin ihr der Fürstbischof von Osnabrück, Franz Wilhelm von Wartenberg, wegen „Ungehorsams“ eine Strafe von 160 Reichstalern auferlegte. Dadurch gewann die Katholische Kirche jedoch erst recht keine Sympathien. Es brachen immer wieder Unruhen aus, während sich zugleich das Kriegsglück wendete. Am 9. November 1631 hielt Arnoldi seine letzte Predigt in Visselhövede und soll anschließend vertrieben worden sein. Was dann geschah, hat August Freudenthal geschildert: „Wie er ging und stand, in seinem Priestergewande, stieß er die Drohung aus, daß er dem Bischof zu Verden die Freveltat mitteilen wolle, damit dieser als Richter in der Sache auftrete. Bischof Christoph aber war streng katholisch; er hatte erst kurz vorher den Bremer Prediger Bornemacher von St. Remberti wegen seines Übertritts zum Luthertum auf dem ‚Lögenstein‘ vor Verden hinrichten lassen. Mit Recht fürchteten die Leute von Visselhövede seine Rache. Sie eilten dem Pater nach und holten ihn in einem kleinen Gehölz am Wege nach Jeddigen wieder ein. Da er allen Versuchen, ihn zurückzuhalten, widerstand, erschlugen ihn die Aufgeregten und verscharrten ihn in jenem Gehölz, das seit dieser Zeit der ‚Paterbusch‘ genannt wird. Seine blutigen Gewänder aber wurden zurückgebracht und dann zum Andenken in dem Kirchenschranke aufbewahrt.“

Auf diese Bluttat geht der Straßename Paterbusch zurück, der sich bis heute erhalten hat.

Ein Ausbund an Schönheit ist Visselhövede nicht. Doch wir waren vorgewarnt. In dem 2015 erschienenen DuMont-Reisetaschenbuch über die Lüneburger Heide schreibt der Autor Klaus Bötig: „Visselhövede (5000 Einw.) ist ein unspektakulärer Ort. Selbst den großen Marktplatz säumen nur bessere Imbissstuben, eine Bepflanzung fehlt völlig, besonderes Flair eben-

falls.“ Auch Arno Schmidts Vermessungsrat a. D. Stürenburg schob hier zu Beginn seiner Laufbahn nur ungern Dienst („Ich war damals Rotenburg zugewiesen; bekam als ausgesprochener ‚Junger Mann‘ natürlich den entlegensten Bezirk, unten bei Visselhövede“).

Kromo fotografiert einige der heruntergekommenen Wohngebäude, und ich erwarte jeden Moment den nächsten Vorstoß der Infanterie, die es nicht leiden mag, wenn ihre Häuser aufgenommen werden, aber hinter den Gardinen und Jalousien regt sich nichts.

An der Ecke B 440/Große Straße verweist ein Schild auf den nahen Gasthof Röhrs. Wir sind also auf dem richtigen Weg.

„Wußtest du, daß die B 440 auf eine von Napoleon persönlich konzipierte Heerstraße zurückgeht?“ fragt Kromo.

Nein. Man kann nicht alles wissen.

„In jedem Dichterleben kommt einmal der Zeitpunkt, wo man ‚seine‘ Landschaft kennen lernt – jene Kombination von Bodenformen, Pflanzenarten und Wettererscheinungen, die die ideale Anregung für Produktion ergibt, und in die man später, oft unbewußt, fast jede Fabel verlegen wird“, schrieb Arno Schmidt und hatte dabei einen bestimmten Dichter im Sinn: „Als Samuel Christian Pape 8 Jahre alt ist, wird der Vater versetzt nach Visselhövede, an den Westrand der Lüneburger Heide, damals wohl das am dünnsten besiedelte Gebiet Deutschlands – noch ganz ohne Heiderummel.“ Daraus, das war 1783. Ab diesem Jahr sammelte Pape, „ein echtes Kind der norddeutschen Heiden und Moore“, die entscheidenden Natureindrücke. „Immer wieder erscheint der neblige Visselhöveder Kirchhof in seinen Gedichten, mit der Quelle der jungen Vissel, die dort unter den Gräbern als starke Wasserader entspringt.“

Aus jenem stillen Kind, von dem es heißt, daß es gern auf den Friedhof gegangen sei oder



Ein Städtchen, über das Arno Schmidt manches erzählte



Sitzgruppe am Schwimmbad von Visselhövede



Versuchung an der Durchgangsstraße

allein für sich am Bach gespielt habe, entwickelte sich ein von Melancholien heimgesuchter, zu seinen Lebzeiten nahezu gänzlich erfolgloser Poet, in dessen besten Versen die Empfindung der Einsamkeit beim Gang durch weltverlorene Heideweiten mit einer eigentümlichen Lust an der Vergänglichkeit verschmilzt: „Wenn der Nord durch kahle Wälder hallte, / Durch die Heide, durch die todte Flur, / Weilt' ich gern am Grabe der Natur, / Wo mich mein Elysium umwallte!“ Papes Lyrik ist ein Gewebe aus Herzenssehnen, Tränengüssen und Grabgeläute: „Zeit seines Lebens hat er die schwermütigen nebelvollen Wälder, die seltsamen Wacholdersteppen, das Ostermoor, die einsamen Dörfer und Einzelhöfe des abgelegenen Landes als sein ‚Jugendparadies‘ bezeichnet.“ Dorthin träumte Pape sich zurück, als er im höheren Norden an Heimweh nach der „väterlichen Flur“ litt: „Und ich sah die Lämmer weiden / Auf den freien, braunen Heiden / Meiner heimischen Natur.“

Zu einer Papestraße haben sich die Stadtväter allerdings noch nicht durchgerungen. Sie haben ja schon eine Lösstraße.

Auch der Soltauer Straße, der Verlängerung der Großen Straße, fehlt es an architektonischen Schlüsselreizen, die in uns den Wunsch befeuert hätten, daß sie niemals enden möge. Trist und zweckgebunden kauern alle Bauten in der Abenddämmerung. Samuel Christian Pape hätte sich selbst hier an einem „Grabe der Natur“ wännen können, doch das hatte er sicherlich anders gemeint.

Immerhin scheint Visselhövede der Sprung ins 21. Jahrhundert gelungen zu sein. Dr. Wolf Dieter Grossmann vom Umweltforschungszentrum Leipzig-Halle bescheinigte den Einwohnern der Stadt bereits im Jahre 2001, daß sie im Informationszeitalter angekommen seien: „Die Bürger von Visselhövede haben bei

Besprechung der neuen Möglichkeiten für Arbeit und Bildung oder beim Anschauen im Internet von Programmen der Hamburger Oper und von Gemäldegalerien spanischer Museen festgestellt, ‚daß Visselhövede nicht länger eine Insel‘ ist. Durch das Netz sind in Visselhövede Aktivitäten möglich geworden, die bisher den großen Zentren vorbehalten waren.“

Wissenschaftlich validiert!

Ich kehre noch bei Lidl ein, um Knabberwaren, Zigaretten und Weißwein zu kaufen, während Kromo weiterstrebt: Er kann es kaum erwarten, sich der Wanderschuhe zu entledigen. Es war nun doch ein langer Marsch, für unsere Verhältnisse.

Weit kann es ja nicht mehr sein. Aber dann kommt das Ortsausgangsschild, das Hotel Röhrs ist nirgendwo zu sehen, aus den Mooren steigt die Nacht ans Land, die Soltauer Straße geht in die dunkle Hauptstraße über, in der Ferne flackern schwächliche Lichter, doch es sind nicht die des Hotels ...

Hat man uns genarrt?

Kromo ist schon über alle Berge, und auf den nächsten zwei Kilometern revidiere ich meine Ansichten über Annette von Droste-Hülshoffs Heidepoesie: „Fest hält die Fibel das zitternde Kind / Und rennt, als ob man es jage; / Hohl über die Fläche sauset der Wind – / Was raschelt drüben am Hage? / Das ist der gespenstige Gräberknecht, / Der dem Meister die besten Torfe verzecht“ – diese Verse sind noch immer aktuell. Zumindest für jemanden, der hinter Visselhövede zu Fuß in die Finsternis eintaucht. „Vom Ufer starret Gestumpf hervor, / Unheimlich nicket die Föhre; / Der Knabe rennt, gespannt das Ohr, / Durch Riesenhalme wie Speere; / Und wie es rieselt und knittert darin! / Das ist die unselige Spinnerin, / Das ist die gebannte Spinnlenor, / Die den Haspel dreht im Geröhre!“

Im Vorort Schwitschen geht die Hauptstraße schließlich in die Neuenkirchener Straße über, doch noch immer zeichnet sich das Ziel nicht ab. Schwitschen hört ganz unvermittelt wieder auf, und abermals breitet sich Dunkelheit aus. In diesem Stil könnte einer der beliebten Heidekrimis beginnen, die den Buchhandel überfluten – „Blutheide“, „Eisheide“, „Heideglut“, „Heidefeuer“, „Mord mit Schnucke“, „Das Mädchen im Moor“, „Das Mühlengrab“, „Im dunklen Holz“ und wie sie alle heißen.

„Vorán, vorán! Nur immer im Lauf, / Vorán, als woll' es ihn holen! / Vor seinem Fuße brodel es auf, / Es pfeift ihm unter den Sohlen ...“

In weiter Ferne glimmt es matt. Ist das die Rettung? Oder nur ein Irrlicht, das sich aus brennenden Faulgasen speist? In Sümpfen und Mooren soll es so etwas ja geben. Oder ist's der gespenstige Gräberknecht?

„Da mählich gründet der Boden sich, / Und drüben, neben der Weide, / Die Lampe flimmert so heimatlich, / Der Knabe steht an der Scheide ...“

Na endlich. Das Hotel Röhrs. In Hiddingen, mehr als drei Kilometer außerhalb der Stadt, in der wir es vermutet hatten.

A long day's journey into night. Auch Kromo sagt, er habe fast nicht mehr geglaubt, sein Haupt in dieser Nacht noch auf ein Kissen betten zu können. „Unser famoses Hotel Röhrs, das tut so, als sei es mittendrin in Visselhövede! Diese Schlingel, simulieren mit ihrer Adresse Innenstadtlage, und kein Wort von j.w.d. im abgelegenen Hiddingen! Haben uns ganz schön reingelegt. Dieses Visselhövede, das ist eines von diesen affigen Kleinststädtchen, die alle Dörfchen drumherum auffressen, in diesem Fall Stücker vierzehn, die dann alle unter Visselhövede firmieren. Mensch, und so allein da draußen wird's einem nach Sonnenuntergang ja doch leicht blümerant! Obwohl uns auf der ganzen Tour noch kein Unhold begegnet ist. Oder jedenfalls keiner, der sich als solcher zu erkennen gegeben hätte ...“

Das stimmt. Da ist es uns wahrlich anders ergangen als jener Gräfin Mansfeld, der im frühen 14. Jahrhundert in der Heide etwas Gruseliges widerfahren sein soll. Als einer von vielen hat der Diplomat Johann Heinrich von Falkenstein diese Begebenheit 1751 kolportiert: „Als im Jahr 1309. eine Gräfin von Mansfeld durch die so genannte Lüneburger=Heyde reisen wollte, so hörte sie einen Menschen erbärmlich schreyen. Die Bedienten lieffen dem Geschrey nach, und funden einen alten Mann, dem die Hände und Füße gebunden waren, worbey ein junger Kerl stund, der ein Grab machte. Wie er befragt wurde: was dieses sey und bedeute: So gab dieser zur Antwort: Der Gebundene sey sein Vater, und weil er nichts mehr verdienen könne, so wolte er denselben begraben. Wie die Gräfin ihn ernstlich von diesem bösen Vorhaben abzuwenden suchte; so entschuldigte sich der Wende, es wäre ihm ohnmöglich seinen Kindern das Brod zu nehmen, und einem so unnützen Kerl in den Hals zu stecken. Die Gräfin suchte ihn auf eine andere Weise von dieser ruchlosen That abzuhalten, und gab ihm Geld mit dem Bedüngnis, er solle seinen Vater leben lassen. Der Sohn versprach es zwar, aber nicht länger, als das Geld wähen würde; wann es auf gezehret wäre, so müßte er doch sehen, wie er seiner loß würde ...“

Tadellose Zimmer haben wir, mit Satelliten-TV und WLAN und Zugang zu einer Terrasse, auf der man rauchen darf, aber erst einmal geht die Telefoniererei wieder los, damit wir auch morgen gut untergebracht sind. In Frage kommen Rotenburg an der Wümme (alles ausgebucht), Kirchwalsede (alles ausgebucht), Westerwalsede (alles ausgebucht), Ahausen (alles ausgebucht), Hemsbünde (alles ausgebucht), Brockel (alles ausgebucht) und Bothel – dort sind zwei Zimmer frei in Meyers Gasthof.

12,3 km, sagt Google Maps. Die müßten zu packen sein.



Und eine Straße, die zieht sich, mal geht sie geradeaus, mal links, mal ...



Visselhöveder Sonntags-einladung











LETZTER TAG: REGIONALE WANDERKOMPETENZ

Es sei „alles im grünen Bereich“, sagt Kromo morgens am Telefon. Er habe übrigens nachgerechnet: Alles in allem hätten wir zweihundert Kilometer zurückgelegt. „Und grüß bitte von mir!“

Um elf Uhr schultere ich meinen Rucksack, und der Rücken wundert sich wieder, vom Kapuzenmuskel bis zum Latissimus dorsi, aber nun ist es ja wirklich bloß noch ein Katzensprung.

Auf einem Acker tummeln sich zwei Rehe, denen offenkundig noch kein Problemwolf begegnet ist. Wuchtige Überlandleitungen britzeln, und von hinten weht der Autobahnlärm herüber.

Auch durch Nartum verläuft die Niedersächsische Mühlenstraße. Bekanntschaft geschlossen haben wir außer mit ihr und der Niedersächsischen Spargelstraße unterwegs mit dem Jakobsweg, dem Europäischen Fernwanderweg, der Deutschen Ferienroute Alpen-Ostsee, der Deutschen Fachwerkstraße und dem Heidschnuckenweg, der sogar als „zertifizierter Qualitätswanderweg“ daherkommt. Mit dem Prädikat „Qualitätsweg Wanderbares Deutschland“ zeichnet der Deutsche Wanderverband Wege aus, die er „nach 9 Kernkriterien und 23 Wahlkriterien analysiert“ und für gut befunden hat. Dadurch entsteht laut Eigenwerbung des Verbandes „regionale Wanderkompetenz“ – eine Sache, die Joseph von Eichendorffs rüst'ge Gesellen noch nicht kannten, als sie so jubelnd recht in die hellen, klingenden, singenden Wellen des vollen Frühlings hinausgezogen waren.

Der Nartumer Lehrer Sieske, heißt es auf der dörflichen Homepage, habe 1922 darüber geklagt, daß die Jugend durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen frühreif geworden

sei: „Abends werden die Straßen lebendig und die Gasthäuser füllen sich von der Jugend beiderlei Geschlechts zu alkoholischen Genüssen und wildem Juchhe. Ehrfurcht vor dem Alter oder der Person schwindet immer mehr. Mit dem politischen Zusammenbruch scheint auch ein moralischer und sittlicher Verfall einherzugehen.“

Auf die einheimischen „Mofa-Jünglinge“ ist dann auch Kempowski nicht gut zu sprechen gewesen, aber knapp einhundert Jahre nach dem Statement des Lehrers Sieske macht Nartum doch einen ganz manierlichen Eindruck. Sogar ein kleiner Laden für die Dinge des täglichen Bedarfs fristet hier noch sein Dasein („Fahr nicht fort – kauf im Ort!“), und seit 2004 betreut der Mühlen- und Heimatverein Nartum e.V. das lokale Erbe mit Putztagen, Baumpflege und Instandhaltungsarbeiten.

Südlich vom Nartumer Dorffriedhof befindet sich ein Großsteingrab, der sogenannte Hünenkeller, der von dem Pastor Rodde aus Wilstedt 1826 erstmals vermessen, abgezeichnet und im *Neuen Vaterländischen Magazin* beschrieben wurde: „Obgleich schon mehrere Steine davon weggenommen sind, kann man doch die Form des Ganzen noch genug erkennen. Sie war länglich=viereckig, die kurzen Seiten bildete Ein Stein, und die längeren bestanden je aus 4 Steinen; so daß das Ganze aus 4 Seiten, 2 langen und 2 schmalen, bestanden hat.“

„Wie weit reicht die Erinnerung in so einem Dorf?“ hat sich der angehende Schulmeister Matthias Jänicke gefragt. „Vielleicht bis in jene Zeit, als noch Wölfe ums Dorf heulten?“

Man kann Kempowskis Roman „Heile Welt“, der von Jänickes beruflichen Anfängen in Klein-Wense erzählt, als Liebeserklärung an das dörfliche Leben lesen, doch es scheinen

auch die Schattenseiten durch. Die Dorfbewohner betreiben eine „zangenartige Ausforschung“ der undurchsichtigen Vergangenheit des neu zugezogenen Lehrers, er findet nicht leicht Anschluß, sein Liebesleben liegt, von einer winzigen Affäre abgesehen, vollständig brach, er bekommt es mit Klatsch und Intrigen zu tun, und als er in einem Nachbardorf unangemeldet eine Kollegin besucht, läßt sie ihn deutlich spüren, daß er bei ihr nicht landen kann. Aus jeder Zeile spricht die Enttäuschung des einsamen Fremdlings: „Nun zog die Kollegin die Feuchtigkeit hoch, die sich in ihrer Nase angesammelt hatte, nahm ein zerknülltes Tempotaschentuch und wischte die wunden Nasenlöcher. Dann wurde die Küchenlampe angeknipst, eine nackte Glühbirne in einem Glasperlenvolant, das Licht stach ihm hell von oben in die Augen, und mit einem Lappen wurde ein Fleck vom Herd weggewischt, und dann auch gleich der leere Plätzchenteller, den ebenfalls abwischen und in den Küchenschrank zurückstellen. Eben mal entschuldigen, muß aufs Klo, und man hörte das von nebenan, dies Reißen des Klopapiers an der Blechhalterung ..., und das alles war nicht sehr erbaulich.“

Die Desillusionierung ist ein Grundmotiv in Kempowskis Werk. Nachdem er seine halbe Jugend im Zuchthaus verdämmert hatte, versagte man ihm in der Bundesrepublik die Anerkennung als politischer Gefangener, die Literaturkritiker und die Germanisten taten ihn bis in sein höheres Alter mehrheitlich als Trivialschriftsteller ab, und die Literaturpreise mit dem höchsten Renommé wurden ihm vorenthalten, obwohl sein Haftbericht „Im Block“, der sechsbändige, autobiographisch grundierte Romanzyklus „Deutsche Chronik“, vier weitere Romane, seine Tagebücher, die vielbändige Zeitgeschichtsquellencollage „Das Echolot“ und eine stattliche Anzahl von Nebenwerken weit über alles hinausragen, was der tonangebende literarische Mittelstand

im deutschsprachigen Raum zur gleichen Zeit hervorbrachte.

Kempowski schmolte deswegen oft, und auch viele seiner Romanfiguren neigen zum Schmollen – allen voran Alexander Sowtschick, der sich als Schriftsteller in neidvollen Selbstgesprächen über berühmtere oder auch einfach nur jüngere Kollegen ergeht und damit hadert, daß er „die Altersklippen“ hinunterstürzt, „taumelnd und mit gebrochenen Flügeln“, und keine Liebe mehr findet, die ihn erfüllt. In dem Roman „Hundstage“ schart er daheim einen ganzen Sommer über lauter junge Frauen um sich und muß schließlich doch erleben, wie sie ihm von einem jugendlichen Tramper ausgespannt werden. In Hamburg setzt er sie alle miteinander ab, und dann heißt es: „Er winkte aus dem Wagenfenster heraus der Jugend zu, dann fuhr er um die nächste Ecke, wie hab ich das gefühlt, was Abschied heißt, und parkte auf dem Parkplatz eines Möbelkaufhauses, aus dem junge Leute grotesk verpackte Stühle herausstrugen. ‚Aus, alles aus!‘ sagte er laut und



Wegzeigung für unterwegs für den morgendlichen Pendler



Am Nartumer Hünengrab

Wegweiser nach da und nach dort



schlug beide Fäuste auf das Lenkrad. „Der Traum dieses Sommers ist zu Ende.“

Reich an Enttäuschungen ist auch das Leben des haftentlassenen jungen Mannes, dessen Ankunft in der prosperierenden Bundesrepublik der mittleren fünfziger Jahre Walter Kempowski in dem Roman „Herzlich willkommen“ geschildert hat. Die meisten Verwandten schneiden ihn wegen seiner abgessenen Zuchthausstrafe, die ihnen anrühlig erscheint, und wenn es ihm ausnahmsweise einmal gelingt, sich mit einem Mädchen zu verabreden, kommt er nur selten über linkische Annäherungsversuche hinaus („Beim Auseinandergehen bekam ich einen trocknen, rissigen Kuß, und damit war die Sache fürs erste mal erledigt“).

Es gibt ein Foto von Walter Kempowski bei seiner Ankunft in Göttingen, seinem Studienort, im April 1956: Man sieht da einen schwächlichen, bebrillten, etwas ausgelaugt wirkenden Hagestolz. Im Gegensatz zu Arno Schmidt, der von sich sagen konnte, daß Allah ihm die Knochen eines Ochsen verliehen habe, war Kempowski ein Hänfling. Um so beachtlicher ist der Weg, den er gemacht hat, von seinen Anfängen als schüchterner und mittelloser Nobody zum Großschriftsteller und zum Schirmherrn ungezählter kultureller Festveranstaltungen, die von ihm in seinem Haus in Nartum ausgerichtet worden sind.

Der Landkreis Rotenburg/Wümme hat einen gut elf Kilometer langen Rundwanderweg angelegt, der sich „Kempowskis Idylle“ nennt. Er führt zur Nartumer Motormühle, zum Stellingsmoor, zur Sandkuhle Steinfelders Holz, zum Naturschutzgebiet Hemelsmoor, zum Steinfelders Großsteingrab, zum Naturdenkmal Röhrbergeiche und natürlich auch zum Haus Kreienhoop, das ich jedoch auf direktem Wege ansteuere.

Hildegard Kempowski und Katrin Möller-Funck von der Kempowski Stiftung kommen mir in der Einfahrt entgegen.

„Wie sind Sie denn eigentlich auf die Idee zu dieser Wanderung gekommen?“ fragt Frau Möller-Funck, und ich erzähle von Kempowskis fast dreißig Jahre altem Brief, daß eine Tour, die in Bargfeld beginne, in Nartum enden sollte.

Frau Möller-Funck belustigt das. Sie sagt, es sei unglaublich, daß es nach so vielen Jahren immer noch Menschen gebe, die irgendwelche Aufträge von Walter Kempowski ausführten ...

In dem Haus, in das die Kempowskis 1974 einzogen, sind Ströme von Gästen zu Besuch gewesen. Es ist oft fotografiert worden, von innen und von außen, und es sind mehrere Bücher nur über dieses Gebäude erschienen. Über die Jahre wurde die Wohn- und Arbeitsfläche in Kooperation mit dem Architekten Christian Krauss auf siebenhundert Quadratmeter erweitert, dank der Mittel, die Kempowski aus dem Verkauf seiner Bücher zuflossen. „Das Haus erscheint ihm bald wie ein Schloß, der Hausbau wie eine jahrelange Weihnachtsbescherung“, hat sein Biograph Dirk Hempel geschrieben.

„Am Abend“, trug Kempowski am 15. Juni 1983 in sein Tagebuch ein, „hatte ich hier ein zweites Arno-Schmidt-Colloquium. Ich hatte diesmal Rauschenbach aus Lüneburg eingeladen, der jetzt in Bargfeld arbeitet. Man sei mir dort wohlgesonnen, sagt er, wohl wegen meines Arno-Schmidt-Nekrologs in der ‚Zeit‘. Ich bin

ihnen auch wohlgesonnen.“ Und am 3. Februar 1989 notierte er einen Traum: „Ich besuche Arno Schmidt in seiner Kleinstadt, Wismar? – Ich war sehr glücklich über diesen Traum, fühle mich reich beschenkt.“ Einmal hatte Kempowski sich sogar erküht, Schmidt eine Postkarte zu schreiben: „Wann hören wir wieder etwas von Ihnen? Ich habe nichts mehr zu lesen!“ Woraufhin Schmidt ihm wortlos den Sonderdruck eines Essays zugeschickt hatte.

Kempowskis Werke sind von vielen Anspielungen auf Schmidt durchzogen. „Was wir glaubten, wie schlecht das jetzt mit der deutschen Dichtung aussieht!“ sagt ein junger Mann in Kempowskis Roman „Uns geht’s ja noch gold“, der in der frühen Nachkriegszeit spielt. „Vielleicht lebe irgendwo in der Heide ein ‚Alfons Schmidt‘ oder so, vielleicht ganz große Klasse.“ Die Romanfigur Alexander Sowtschicks hat auch nicht zufällig dieselben Initialen wie Schmidt, und in einer Artikelserie über Schriftstellerkollegen, die Ende der neunziger Jahre in der *Welt am Sonntag* erschien, charakterisierte Kempowski Schmidt als einen entfernten Seelenverwandten: „Von klarem Schnaps und von Maggi pur hat er sich genährt, von Nescafé und Aspirin flankiert, und sonntags mag es eine Büchse Corned beef gegeben haben. Anhängliche Visitatoren sahen ihn wild durchs Moor ziehen, einen Knotenstock in der Hand. Auf der Flucht und doch der Besucher bedürftig.“

Während Schmidt sich verbarg, hatte Kempowski die halbe Welt zu Gast. Für ihn war seine „Fluchtburg“ in Nartum, wie er schrieb, „ein wenig Höhle, ein bißchen Gutshaus, Schule und Kloster“, und auch seine Witwe führt ein offenes Haus, in dem regelmäßig Seminare, Lesungen und Konzerte stattfinden. Der Geist des verstorbenen Hausherrn ist hier noch sehr lebendig.

Mission accomplished. Die Strecke ist abgesprochen, und der Himmel ist blau.

Werbewagen auf morgendlicher Wiese



Werbewagen auf morgendlicher Wiese

Auf Kempowskis Spuren in vier Stunden durch Nartum und um Nartum herum



Genau, dorthin sollte es doch gehen

NARTUM, ZUM RÖHRBERG 24: HIER LEBTE WALTER KEMPOWSKI



Der Zielpunkt der Wanderung: das Anwesen von Walter Kempowski in dem Dörfchen Nartum bei Bremen. Der 1929 in Rostock geborene Dichter kam nach einer achtjährigen Haft im DDR-Gefängnis Bautzen wegen angeblicher Spionage 1956 in die Bundesrepublik, wo er bald als Grundschullehrer arbeitete. 1965 unterrichtete er erstmals in der Dorfschule von Nartum. Dort erwarb er ein Grundstück, das er schrittweise bebaute, finanziert durch die Tantiemen seiner Bucherfolge. Schnell entwickelte sich sein „Haus Kreienhoop“ mit dem parkähnlichen Garten zum populären Veranstaltungsort für Seminare, Autorentreffen und Konzerte. Seit seinem Tod 2007 führt seine Witwe Hildegard dort die nach ihm benannte Stiftung.



Weideschafe vorm Turmgebäude



Haus Kreienhoop, Raum für vieles auf 700 Quadratmetern Wohn- und Arbeitsfläche



Der Innenhof mit Weinreben

„Das Haus ist auch ein Werk von mir. Ich habe mir darüber genauso viele Gedanken gemacht wie über jeden meiner Romane“
Walter Kempowski



Allee durch den Gartenpark



Gesammelte Grabsteine im Garten, darunter einer aus Rostock von Kempowskis Großmutter Anna



Die Gartenlaube unterm Blätterdach



Hildegard Kempowski erklärt



Der Spiegelsaal mit viel Platz für Kunst und Publikum



Regalmeter an Regalmeter



Erinnerungsstücke jeder Art



Das Turmzimmer, Ort für Audienzen



Das Arbeitszimmer mit Aktenregalen



Arbeitsgerät aus der Frühzeit, eine Reiseschreibmaschine

